

# Neuenbürger Heimatbuch

Herausgegeben von  
Schulrat Fr. Keß



1. Heft.

Die Sagen der Heimat

gesammelt und bearbeitet von

Fr. Fick



# Neuenbürger Heimatbuch

Herausgegeben von  
Schulrat Fr. Reck

1. Heft:  
**Die Sagen der Heimat**  
Gesammelt und bearbeitet von  
Friedrich Sief  
Buchschmuck von Erwin Fleischle

\*

---

N e u e n b ü r g 1 9 2 8

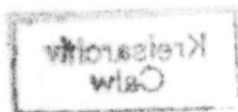
Kreisarchiv  
Calw

Es ist ein wunderbares Lied in dem Waldes=  
rauschen unserer heimatlichen Berge; wo du auch  
seist, es findet dich doch einmal wieder, und wäre  
es durchs offene Fenster im Traume.

Joseph von Eichendorff.

---

Druck der E. Neeh'schen Buchdruckerei (D. Strom) Neuenbürg (Württ.)



## Vorwort

In Rom, Athen und bei den Lappen  
Da spähn wir jeden Winkel aus,  
Dieweil wir wie die Wilden tappen  
Umher im eignen Vaterhaus.

R. Simrock.

Komm und laß dich durch deine Heimat führen! Lausche mit gesammelter Seele ihren Sagen und Mären; blicke mit offenen Augen, was unsere Vorfahren mit fleißigen Händen und ehrlichem Willen gestaltet haben, und lerne verstehen, wie alles unter dem Schlaghammer der Geschichte werden mußte, wie es geworden ist. Du wirst finden, daß in der Heimat Schätze für dich verborgen ruhen, die du in der weiten Welt vergeblich suchst.

Daß wir den Sagen der Heimat ein ganzes Heft widmen, bedarf vielleicht noch einer kurzen Begründung: Lebendiges Verständnis der Seele unseres Volkes ist ohne Kenntnis seiner Sagen und damit seines Glaubens nicht zu gewinnen. Nirgends so wie hier verrät es uns etwas von seinen geheimsten Aengsten, Träumen und Hoffnungen. In der Beschäftigung mit der Volkssage steigen wir aber auch zu uns selber hinab, „zu den verborgenen Wurzeln auch unseres eigenen Seins, leuchten hinein in längst vergessene Tiefen unserer eigenen Seele; denn wir alle haben noch ein Stück von jenem kulturlosen, kindlich-schöpferischen Sinn in uns, dem das Grauen der Nacht, das leise Rinnen der Einsamkeit und alle Wunder des Waldes und der Welt um uns her sich zu lebendigen Gestalten verdichten möchten. Wir alle haben es in uns, denn wir sind alle daraus hervorgewachsen“. (Fr. Ranke.)

In dem vorliegenden Heft sollte vor allem auch das festgehalten werden, was heute noch im Volk lebendig ist. Bei der Sammlung dieses Sagengutes hat die Lehrerschaft des Bezirks wertvolle Mitarbeit geleistet. Den Sagen der Heimat wird die Siedlungs- und Wirtschaftskunde und die Geschichte der Heimat in einem zweiten und dritten Heft folgen. Dank sei an dieser Stelle der Amtskörperschaft Neuenbürg dafür gesagt, daß sie die Herausgabe der Heimathefte durch geldliche Unterstützung förderte.

Neuenbürg, Januar 1928.

Der Herausgeber.

## Erinnerung

Ich framt' in meinen Kindheitstagen.  
Da hat von all den vielen Sagen,  
Die meine Mutter mir erzählt,  
Nicht eine einzige gefehlt.

Ich sah im Geist die schöne See,  
Die Wassernixen auf dem See,  
Verborg'ne Schätze in dem Schloß  
Und hört' des ew'gen Jägers Troß.

Und bei den Sagen stand das Haus,  
Wo ich als Kind ging ein und aus. —  
Da war es mir auf einmal klar,  
Daß es ein Stück der Heimat war.

Adolf Schöck



Waldseele

# Heimat

Wolken und Himmel, Bäume und Acker, Weinberge und Wege, Flüsse und Dörfer — immer meine ich, in der Heimat wäre das alles ganz anders als irgendwo sonst auf der Erde. Alle Dinge der Heimat hätten ihre besondere Form, ihre eigene Farbe, ihren würzigeren Duft, sei es Hügel, Erdreich oder Blume.

Wenn man mich im Schlaf irgendwo hin entführte und stellte mich, wenn ich erwachte, vor einen braunen Acker, so ist mir, als brauchte ich ihn nur anzusehen, nur ein kleines Stück Erde in die Hand zu nehmen, um zu wissen, ob es Scholle von meiner Heimat wäre.

Der Farbe des Himmels und den Gebilden der Wolken würde ich es ansehen, ob sie über meiner Heimat stünden oder nicht.

An der Form jedes Baumes am Wege würde ich erkennen, ob er der Erdkrume der Heimat entragte.

Draußen in der Welt gibt es unendlich viel höhere Berge und breitere Flüsse, Vögel mit bunteren Federn und Blumen mit betäubendem Duft.

Wir sehen das alles und freuen uns seiner und bestaunen es — aber nichts in der Welt können wir mit gleicher Liebe umfassen wie die Erde unserer Heimat.

Denn von unseren Kindertagen an haben wir uns mit allen Sinnen in diese Erde hineingefühlt — und sind ja selbst Erde von dieser Erde.

Mir ist, als ob ich noch im Tode nicht ruhig sein könnte, wenn mein Leib nicht im Heimatboden ruhte, von dem er ausgegangen, und als ob ich es dann noch fühlen müßte, wenn die reine, friedebringende Erde der Heimat mich weich umhüllte.

Josef Englert.



## Der Sage Geist

Es tönt ein heil'ges Lispeln  
Den deutschen Hain entlang,  
Ein mahnend Wehn und Wispeln  
Wie Nolscharfenklang.

Es rauscht mit leisem Flügel,  
Wenn Nacht im Tale ruht,  
Von burggekröntem Hügel,  
Aus sternbeglänzter Flut.

Es hallt aus Felsenwänden,  
Auf grünem Wiesenplan;  
Kingsum an allen Enden  
Hebt frisches Klingen an:

Das ist der Geist der Sage,  
Der durch die Fluren streift.  
Horch wie mit hellem Schlage  
Er in die Saiten greift!

Er singt von hehren Frauen,  
Von Männern hochgemut,  
Von Lieb' und Gottvertrauen,  
Von Haß und Glaubensmut.

Von Elfen, Nixen, Feen  
Führt er manch Bild uns vor,  
Läßt uns den Satan sehen  
Samt seinem Hexenchor.

Er stellt der Väter Taten  
Zu Lust und Leid uns dar;  
Der Zwietracht gift'ge Saaten,  
Er macht sie offenbar.

Er lehrt uns höher achten  
Der Heimat heil'gen Herd,  
Beschützt in tausend Schlachten  
Durch Gott und deutsches Schwert.

Eduard Brauer.

# Vom Muetesheer und wilden Jäger

Nächtlich um die zwölfte Stunde  
Kläfft und jöhlt es in den Lüften.  
Durch die Schluchten, aus den Klüften  
Brechen Jäger, heulen Hunde,  
Und es macht das Heer, das wilde,  
Ruhlos, rasselnd seine Kunde.

Friedrich Sid.

## Wuotan

Es braust der Sturm, es rauscht das Meer,  
Die Felsgebirge zittern:  
Gott Wuotan reitet rasch einher  
In schwarzen Ungewittern.  
Gold ist sein Harnisch, weiß sein Roß,  
Ein wucht'ger Speer sein Jagdgeschloß,  
Zwei Raben ihm zur Seite,  
Zwei Wölfe sein hungrig Geleite.

Er eilt zum wilden Waffentanz,  
Die fremde Schmach zu ahnen,  
Zu schmücken mit dem Eichenkranz  
Die Stirne der Germanen.  
Das Roß ist da mit ries'gem Sprung,  
Laut faust der Speer in mächt'gem Schwung:  
Es stürzen die frechen Tyrannen;  
Es jauchzen die wackeren Mannen:

„Sieg, Sieg! Und Wuotan sei gelobt,  
Der uns den Sieg errungen.“ —  
Der Donnersturm hat ausgetobt,  
Der Schlachtruf ist verflungen.  
Gott Wuotan steigt zum Himmel auf  
Und lenkt der Welten ew'gen Lauf  
Und schauet mit ernster Gebärde  
Aus seinem Fenster zur Erde —



's Muetes Heer

Und streuet Segen Tag und Nacht  
 Von seinem Throne nieder  
 Und lehrt den Krieg und lehrt die Jagd  
 Und spendet hohe Lieder  
 Und ist uns nah in Leid und Lust,  
 Durchströmt mit Mut der Krieger Brust  
 Und nimmt nach ruhmvollem Ende  
 Die Helden in seine Hände.

Theodor Colshorn.

„Das war einst Wuotan, der oberste der Götter, der Ordner und Lenker der Welten, der Schöpfer der Menschen, der Freund der Helden und Dichter. In ihm verehrten unsere Vorfahren die geistigste der Gottheiten, die alldurchdringende, schaffende und bildende Macht, die höchste gestaltende Kraft, die, aus der Erde erzeugt, einst mit ihr untergeht; in ihm auch sahen sie den Vater der Götter und Menschen, weshalb er besonders Allvater genannt wird“ (Colshorn).

Wuotan ist unter allen menschengestaltigen Gottheiten der germanischen Heidenzeit die einzige, von der sich in unserer Heimat mit Gewißheit noch eine Spur erhalten hat: im Muetesheer oder Motesheer (= Wuotans Heer) und in der wilden Jagd. Während das Muetesheer, anderwärts auch das „wilde“, „wütige“ oder „wütende“ Heer genannt, ursprünglich nur bei drohendem oder ausgebrochenem Krieg erscheint, ist die wilde Jagd an bestimmte Jahreszeiten gebunden, namentlich an die zwölfnächte in der stürmischen Zeit der Winter Sonnenwende. Bei uns werden beide Umzüge allerdings kaum noch auseinandergehalten, dazu haben sie im Lauf der Jahrhunderte allerlei Wandlungen erfahren.

Meist wird Wuotan in der Sage nicht mehr von seinen reisigen Genossen unterschieden: das Heer erscheint führerlos. In einem Teil der Fälle mag Wuotans Gestalt der Vergessenheit anheim gefallen sein; doch ist hin und wieder vielleicht auch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß noch Erinnerungen an die älteste Erscheinungsform des Muetesheeres vorliegen: an das im Sturm durch die Lüfte ziehende Heer der abgeschiedenen Seelen.

Andererseits tritt Wuotan auch alle in auf, ohne die Gefolgschaft der Heergenossen: als „ewiger“ oder „wilder Jäger“, als „Welt- oder Welschjäger“. Ebenso ging früher die Sage vom „Schimmelreiter“, die unverkennbar an Wuotans achtfüßiges Sturmroß Sleipnir erinnert. Meist ist dabei aber die Gestalt des Gottes örtlich umgedeutet worden.

## Das Muetesheer und der Herr von Seckendorf

Die älteste schriftliche Aufzeichnung über das Muetesheer in Schwaben und Franken entstammt der Zimmerischen Chronik. Sie erzählt in altertümlicher Sprache und mit reizvoller Umständlichkeit, wie der edle Herr von Seckendorf einst dem Muetesheer begegnete, wie ihm sein Tod vorausgesagt und er übers Jahr von einem gespenstischen Schimmel zum Mitziehen abgeholt wird.

Diese Sage, die in verwandter Form auch vom Junker Rechberger bekannt ist, gehört zwar unserer engeren Heimat nicht unmittelbar an. Aber sie bietet Züge, die im fränkischen Stammesgebiet heute fast überall noch im Volke lebendig sind und von denen man annehmen darf, daß sie ursprünglich auch im Nordschwarzwald an der schwäbisch-fränkischen Grenze nicht unbekannt waren. Wahrscheinlich darf man auch die Erwähnung des Klosters Maulbronn in diesem Sinne deuten.

„Es hat solches Muetesheer nit allain in der Nacht sich hören lasen, sonder auch mermals am morgen früe, auch abendts und gegen der Nacht sich erzait und sehen lasen, deß wir dann ain glaupliche Histori haben, die sich bei Mentschen Bedechtnus im Land zu Franken und dann im Closter zu Maulbronn begeben hat.

Es sein zwen vom Adel im Landt zu Franken wohnhaftig gewesen, under denen der ein einer von Seckendorf, der ander aber des Geschlechts von Erlikom gewesen. Dieselbigen sein ein andern so feindt gewesen, auch baiderseits ainandern allen Unwillen und Widdrdrieß zugefüegt, das ieder uf den andern gehalten und den Todt getrewet, und ist gleichwol das auch darbei gewesen, das der ain des andern Eheweib zu vil haimlich und freundlich soll gewesen sein.

Uf ein Zeit aber, als sie beide uf ainander geritten und gehalten, do ist der von Seckendorf eins Abendts, als sich Tag und Nacht schier von einandern geschaiden, durch ein Wald selbander gerüßt, mit ufgezogenen Bögen, geritten, und als er ein gueten Weg ins Holz gefunden, do ist er neben der Straß zu ainer Capellen kommen, darin bliben sie übernacht. Gegen Tag waren sie baide in aller Früe uf und ritten wider uf iren Halt. Es vergaß aber der Junker in dem Eilen seiner beden Hendschuch, die ließ er in der Capellen uf einer Todtenbar ligen. Wie er nun uf den Halt kompt und seiner Plechhendschuch vermißt, do

schickt er den Knecht, die zu holen. Wie aber derselb dahin kompt, war deß noch dunkel und nit recht Tag, so findt er ain feurigs Gespenst uf der Todtenbar sitzen, das het die Hendschuch angelegt und schlug die in ainandern. Do lief dem Knecht die Catz den rugken ushin und wolt lenger nit bleiben, kert umb und sagts seim Junkern. Der war übel zufrieden, schalt ine seiner Kleinmüetigkeit; damit kert er selbs um, die Hendschuch zu holen.

Indeß facht es an zu tagen; so erhört er, als er ain kleinen Weg ins Holz geritten, ein wunderbarlichs Geschrai, Gedöß, Clingeln und Jämern mit eim grosen Braustlen, als ob alle Beum im Waldt entzwei brechen und umbfielen. Dem von Seckendorf war hiebei nit haimlich, dann er nit wissen mogt, was das für ein Wesen, aber wol hörte, das es sich neherte. Derhalben er abwegs gewichen und sich zwischen die Beum versteckt. Alda ist er halten bliben.

Unlangß darnach do hat er ain wunderbarliche Reuterei gesehen, ein Tail haben kaine Köpff gehapt, nur ain Arm, die Rosß etwann nur zwen Füeß, auch ohne ein Haupt; vil Fueßgenger sein mitgeloffen, under denen etwann der ain auch nur ain Schenkel, etwann einer mit einer Handt, vil ohne Häupter, ein Tail halber verbrennt, vil die bloße Schwerter durch den Leib gehapt. In Soma, es ist ein sollichß seltsams, abenteuerigs Gesündle bei ainandern gewesen, dergleichen er sein Lebenlang nit gesehen gehapt, ich geschweig das Gedöß und Prausen das im Luft umbher und dem Haufen nachgefaren.

Aber under diesem Haufen allen ist nichts gewest, darab er sich mehr verwundert, als ab ainem raissigen Man, der hat ein weisen, durren, magern und hinkenden Gaul an der Handt gefüert, hat ain schlecht Claid angehapt und ist also verwundet gewesen, das ihm die Derm userm Leib gangen und über das Claidt und über das Rosß hinab gar nahe dem Boden eben gegangen sein.

Als nun das Gefert, wie erzellt, alles ohne sein Schaden fürüber (wie man dann sagt, das niemands vom Wueteshere was nachtails beegne, so man user dem Weg thue weichen), do ist er dem Weg oder Straßen wider zugeritten. Also ist im noch ainer uf eim raissigen Pferd beegnet, der zu der andern Compania auch gehört hat, und dieweil derselbig allain gewesen, do ist er erreckt und hat in gefragt, was das für ein Haufen Leut seien, die unlangß alda fürzogen. Derhalb hat im geantwurt, es seie das Wueteshere. Do hat er in abermals ge-

fragt, wer aber der seie, so das mager Pferdt an der Handt füere und dem das Gederim über das Ross hinab hange. Do hat er wiederumb gesagt: „Es gehört dem von Seckendorf zu“, damit hat er in, von Seckendorf, mit dem Taufnamen genempt, „der soll von dem von Erlikom, seinem Feindt, uf ein solchen weisen, mageren Ross von heut über ain Jar gewißlichen erschossen werden, und im würd sein Gederim also userm Leib über die Claiden und das Pferdt herabhängen.“

Der von Seckendorf als er sich hört nennen und das er der sein, der also von seinem Todtfeindt jemerlichen sollte umbgebracht werden, erschrack er nit wenig, und wiewol er etwan gern noch mer gefragt, so wolt doch der ander lenger nit bleiben und zohe den andern nach. Der von Seckendorf het den Hasen im Busen und rit widerumb haim, gieng in sich selbs und nam diese Abenteuerer so hoch zu Herzen, das er im endtlichen fürsatzte, ein Sinn zu erdenken, damit er ein sollichen jämmerlichen Todt und insonderhait seinem Todtfeindt entpfleihn megte; übergab er den nechsten Freunden seine Güeter, nam ein klains Badt-geld mit sich. Damit kam er geen Maulbronnen ins Kloster und wardt ein Konvers oder Laienbrueder, wie mans nempt. Seitmals aber er sich nit zu erkennen gab, do wußt auch niemand, wer er wäre. Er blieb im Kloster etliche Zeit; und so etwar frembder kam, ließ er sich nit sehen. Letztlich aber verhoffte er, Erlikom were todt oder het sein vergessen, und da er gleich noch lebte, so würd er in doch, sonderlich in dem Habit und Claidung, nit wol erkennen. Darumb wardt er ie lenger, ie freier, ließ sich zum oftermal für das Kloster hinauß.

Aber Erlikom hat wol vernommen, das in Seckendorf gewichen und in ferre in ain Kloster begeben hot. Derhalben raist er von ein Kloster in das ander. Uf ain Zeit und auf den Tag, als das Jar herum, das er, von Seckendorf, zu Maulbronnen gewesen, unerkant und gar sicher seiner Sachen, do süegt sich user der Verhengnus Gottes, das der Erlikom geen Maulbronnen kam. Wie er dem Kloster nahet, so ersicht er ohne Geverd den von Seckendorf; der stand beklaidt wie ein Laienbrueder und las Spen bei den Zimmerleuten. Wie er in nun erkennt, schreit er ine an, do sei er inn worden, iezo sei die Stund verhanden, das er daran müese. Seckendorf gab die Flucht dem Kloster zu. Under Wegen ersicht er ein ledig, weiß Paurenross, ganz mager; darauf sprang er eilendts und understandt sich zu entreiten. Wie er aber sicht, das solichs nit sein mocht, do fert er das Pferdt umb, er-

wünscht ein Stangen, der Mainung, dem Erlikom zu begegnen und sich umb sein Leben, so böst er künde, zu weren. Hiezwischen aber het der Erlikom sein Bogen ufzogen, scheust uf in ab und trifft den Seckendorf mit ein Stral, inmaßen im das Ingewaidt und die Derm über den Rock und über das Rosß abher hiengen, wie im zuvor geweissagt worden. Er het kain Craft mehr, fiel ab dem Rosß und starb und ist zu Maulbronnen begraben worden. Der Erlikom ist entritten. Wo er aber hinkommen oder wie es im weiter ergangen, das ist nit bewist, aber wol zu erachten, er hab hinsüro auch nit vil Glücks mehr gehapt und sei kains rechten Todß gestorben."

## Junker Rechberger

Rechberger war ein Junker keck,  
Der Kaufleut' und der Wanderer Schreck.  
In einer Kirche, verlassen,  
Da tät er die Nacht verpassen.

Und als es war nach Mitternacht,  
Da hat er sich auf den Gang gemacht;  
Ein Kaufzug, hat er vernommen,  
Wird frühe vorüberkommen.

Sie waren geritten ein kleines Stück,  
Da sprach er: „Reitknecht, reite zurück!  
Die Handschuh' hab' ich vergessen  
Auf der Bahre, da ich gefessen.“

Der Reitknecht kam zurück so bleich:  
„Die Handschuh' hole der Teufel euch!  
Es sitzt ein Geist auf der Bahre;  
Es starren mir noch die Haare.

Er hat die Handschuh' angetan  
Und schaut sie mit feurigen Augen an,  
Er streicht sie wohl auf und nieder;  
Es beben mir noch die Glieder.“



Da ritt der Junker zurück im Flug;  
Er mit dem Geiste sich tapfer schlug,  
Er hat den Geist bezwungen,  
Seine Handschuh wieder errungen.

Da sprach der Geist mit wilder Bier:  
„Und läßt du sie nicht zu eigen mir,  
So leihe mir auf ein Jährlein  
Das schmucke, schmeidige Pärlein!“

„Ein Jährlein ich sie dir gerne leih',  
So kann ich erproben des Teufels Treu';  
Sie werden wohl nicht zerplatzen  
An deinen dürren Latzen.“

Rechberger sprengte von dannen stolz;  
Er streifte mit seinem Knecht im Holz.  
Der Hahn hat ferne gerufen,  
Da hören sie Pferdehufen.

Dem Junker hoch das Herze schlug;  
Des Weges kam ein schwarzer Zug  
Vermummter Rittersleute  
— Der Junker wich auf die Seite —.

Und hinten trabt noch einer daher,  
Ein ledig Räßplein führet er,  
Mit Sattel und Zeug staffieret,  
Mit schwarzer Decke gezieret.

Rechberger ritt heran und frug:  
„Sag an, wer sind die Herren vom Zug?  
Sag an! traut lieber Knappe!  
Wem gehört der ledige Rappe?“

„Dem treuesten Diener meines Herrn,  
Rechberger nennt man ihn nah und fern.  
Ein Jährlein, so ist er erschlagen,  
Dann wird das Räßplein ihn tragen.“

Der Schwarze ritt den andern nach.  
Der Junker zu seinem Knechte sprach:  
„Weh mir! vom Roß ich steige,  
Es geht mit mir zur Neige.

Ist dir mein Kößlein nicht zu wild  
Und nicht zu schwer mein Degen und Schild,  
Nimm's hin dir zum Gewinnste  
Und brauch es in Gottes Dienste!“

Rechberger in ein Kloster ging:  
„Herr Abt, ich bin zum Mönche zu ring;  
Doch möcht' ich in tiefer Reue  
Dem Kloster dienen als Laie.“

„Du bist gewesen ein Reitersmann,  
Ich seh' es dir an den Sporen an;  
So magst du der Pferde walten,  
Die im Klosterstalle wir halten.“

Am Tag, da selbiges Jahr sich schloß,  
Da kaufte der Abt ein schwarz wild Roß;  
Rechberger sollt' es zäumen,  
Doch es tät sich stellen und bäumen;

Es schlug den Junker mitten aufs Herz,  
Daß er sank in bitterem Todeschmerz.  
Es ist im Walde verschwunden,  
Man hat's nicht wieder gefunden.

Um Mitternacht, an Junkers Grab,  
Da stieg ein schwarzer Reitknecht ab,  
Einem Rappen hält er die Stangen;  
Reithandschuh' am Sattel hängen.

Rechberger stieg aus dem Grab herauf,  
Er nahm die Handschuh vom Sattelknauß,  
Er schwang sich in des Sattels Mitte;  
Der Grabstein diente zum Tritte.

Dies Lied ist Junkern zur Lehr' gemacht,  
Daß sie geben auf ihre Handschuh' acht,  
Und daß sie fein bleiben lassen,  
In der Nacht am Wege zu passen.

S. Uhländ.

## Das Muetesheer im Schwarzwalde

Das Muetesheer ist der Teufel mit seinem ganzen Gesinde, mit Hexen und bösen Geistern, welche zu gewissen Zeiten umziehen und brausend durch die Luft fahren. Vor diesem Heere geht aber ein Mann her, der die Leute warnt, daß sie ausweichen, indem er mit lauter Stimme ruft:

„Aus em Weg,  
Daß niemand was g'scheh!“

Man hört diesen Ruf immer schon von weitem und muß sich dann nur mit dem Gesicht auf die Erde werfen, so ist man sicher. (Vgl. den treuen Eckart in der mitteldeutschen Sage).

So machte es auch einmal ein Mann aus der Calwer Gegend, als er das Muetesheer übers Feld kommen hörte. Er warf sich nieder und ließ es über sich hinziehen, wobei er ein seltsames Katzen- und Hundegeschrei und eine gellende Musik vernahm. Als das Heer aber vorbei war, ging er ihm nach und sah alsbald, wie der ganze Haufe in eine Scheuer zog. Da schlich er sich hin und guckte durch einen Spalt in der Thür und sah da eine Hexenversammlung, welche dem Teufel Bericht erstattete über das, was jede einzelne getan, worauf sie dann neue Aufträge erhielten. Darauf tanzten die Hexen und aßen und tranken, wobei sie sich der Hufe von Pferden, Kühen und Schweinen anstatt der Gläser bedienten.

Einst traf das Muetesheer auf seiner Straße einen Handwerksburschen, und weil derselbe weder auswich noch sich mit dem Gesicht zur Erde warf oder durch ein Gebet sich verwahrte, so wollte es ihn mitnehmen. Der Handwerksbursch aber begann ein Gespräch mit dem Anführer und wußte diesem so gut zu antworten, daß er keine Macht über ihn bekam.

## Durchzug des Muetesheers

In dem Dorf Baiersbronn im Murgtale liegt ein sehr alter Hof, der heißt nach einem früheren Besitzer noch immer der „Martisbauerhof“. Er soll zu dem ehemaligen Kloster Reichenbach gehört haben. Im untern Stock des Hauses befindet sich ein Gewölbe, durch welches um Weihnachten regelmäßig das Muetesheer mit Hundegebell und gewaltigem Getöse zu ziehen pflegte. Sobald der Hausknecht es kommen hörte, mußte er nur schnell Tür und Klappe des Gewölbes öffnen, dann fuhr es saufend hindurch. Einmal aber verspätete sich der Knecht, worauf ihm fast der halbe Finger von den durchziehenden Unholden abgeschnitten wurde. Eine Stimme aus dem Muetesheer rief jedoch: er solle nur einen roten Faden um den Finger binden. Und sowie er das getan, hörte das Bluten auf, und der Finger war wieder heil.

In demselben Hause hingen auf dem Dachboden drei alte Dachsenköpfe mit den Hörnern, wie einige glauben, zum Schutze gegen das Muetesheer.

## Das Muetesheer tanzt

In Calmbach erzählte man früher: Zwei Musikanten aus Zavelstein spielten einmal in einem benachbarten Dorfe auf der Kirchweih und begaben sich nachts noch vor 12 Uhr auf den Weg nach Hause. Da begegneten ihnen zwei Reiter; die sagten, sie sollten doch mit ihnen gehen. Das taten sie denn auch, und bald kamen sie in ein vornehmes Wirtshaus, woselbst Herren und Damen aus goldenen Bechern tranken. Die Spielleute bekamen gleichfalls aus solchen Bechern zu trinken und mußten dann spielen, während die ganze Gesellschaft tanzte. Als die beiden endlich müde wurden, sagten sie heimlich zu einander: „Wenn wir für unser Spiel nur einen solchen Becher erhielten!“ und unbemerkt schob jeder einen Becher in seine Tasche. Bald darauf übermannte sie der Schlaf, und sie schlummerten in einer Ecke des Zimmers ein. Als sie am andern Morgen erwachten, lagen sie oben auf dem Galgen bei Weil der Stadt. Anstatt der Becher aber hatte jeder den Huf eines Kuhfußes in der Tasche. Da erkannten die Spielleute, daß sie einer Hexenversammlung oder dem Muetesheer aufgespielt hatten. Entsetzt zerschlugen sie ihre Geigen, und seit der Zeit haben sie nie und nimmer wieder aufspielen wollen.

Nach E. Meier.

## Der wilde Jäger und der Graf von Württemberg

Eine der ältesten Nachrichten vom wilden Jäger dürfte der folgende Sang des fränkischen Meisteringers Michel Beheim (1416–1471) sein. Wenn die zu Grunde liegende Sage auch nicht auf dem Boden unsrer engsten Heimat erwachsen sein mag, so bietet sie in Form und Fassung doch soviel des Besonderen und Eigentümlichen, daß ihre Aufnahme in diese Sammlung gerechtfertigt erscheint.

Ein Her was Eberhart genant,  
In Oberlanden wol erkannt,  
Ein Graf zu Wirtemberge;  
Der rait allein, mit nieman halt,  
Spazirn in ainen grunen Waldt  
Auff Kurtzweilens Materge<sup>1</sup>:  
Er wolt pirsen und baissen.  
Da hort er einen schnellen Sauß  
Und einen ungefugen Brauß,  
Das gieng auff Jagens Raissen.  
Der Herr erschrak unmosen fast:  
Er trat vom Rosß auff ainen Ast  
Uff aines Bomes Dolde<sup>2</sup>,  
Und er beswur die Kreatur  
Und sprach, ob sy in der Vigur  
Ihm echzen<sup>3</sup> schaden wolde.  
Dy Kreatur sprach: „Naine,  
Ich dir mit nichten schaden tu,  
Ich bin als wol ain Mensch als du  
Und ston vor dir alaine.  
Ich bin ain Herr gewesen hy  
Und kant voll Jagens werden ny.  
Zu lesten bat ich Gote,  
Daß er mich jagen ließ so vil,  
Bis zu des jungsten Tages Zil.  
Ich wart gewähret drote<sup>4</sup>:  
Ich han an ainen Hirssen  
Wol sunft halb hundert Jar gejagt.

<sup>1</sup> zum Zweck. <sup>2</sup> Krone. <sup>3</sup> irgendwie. <sup>4</sup> rasch.

Got hieß mich, das ich dir da sagt  
 Mein Jagen, Baißen, Birssen.  
 Doch wurt mein Adel noch mein Art  
 Mit nichten hy geoffenbart,  
 Daß ich mich selb nit preise,  
 Und wil ach hy versweigen nicht,  
 Ob ich dir hy mein Angesicht  
 Erzaig und ach beweise."  
 Der Herr sprach: „Zeig, laß sehen,  
 Daß ich mag können dein Gestalt,  
 Ob du jung seiest oder alt,  
 Daß ich das mog gespehen."  
 Er zeiget ihm sein Antlüt bloß:  
 Es was kum ainer Fauste groß  
 Und als ein Rub verdorret,  
 Und was geruntelt als ain Swamm:  
 Ihn wundert, als er da vernam  
 Das Angesicht versmorret.  
 Er raif fur sich und jaget  
 Seim Hirssen nach, bis er verswand;  
 Der Graf raif wider ham zu Land,  
 Als uns diß Abentür saget.

## Der ewige Jäger

Im Buhwald bei Neuenbürg (am Abhang des Säggkopfes gegen die Enz) ist der ewige (oder wilde) Jäger oftmals gesehen und gehört worden, gewöhnlich zu Fuß mit einem Hammer, der an einem ledernen Riemen hing. Mehrere Hunde liefen voraus und „bollen“, zuweilen auch nur einer, den er an einem langen Riemen führte. Er jagt auch wohl auf einem raschen Schimmel dahin und macht großen Lärm und ist kopflos. Er jagt vom Buhwald bis Herrenalb und läßt sich namentlich in dem wilden „Gaisstale“ hören. Ferner jagt er im Enztale auf dem Berge Heimenhart und auf dem Eiberg zwischen Wildbad und Dobel, wo er die Menschen irre führt. Er hat hier ebenfalls einen Hammer und klopft damit im

Walde, bald hier, bald dort. Dann ist er auch als „Schimmelreiter“ hier gesehen worden, indem er seinen eigenen Kopf unterm Arme trug. Man sagt, er habe einst im frechen Uebermut in die Sonne geschossen und müsse deshalb umgehen.

Genauer wird darüber anderwärts erzählt: Der ewige Jäger habe in der Weihnacht oder Karfreitagnacht gegen die Sonne geschossen, worauf Blut herabgefloßen sei. Dieses habe er in einem Tuche aufgefangen und Bleifugeln damit benetzt. Mit solchen Kugeln habe er alles treffen können, was er nur habe erreichen wollen. Seien die Kugeln verschossen gewesen, so habe er von neuem einen Schuß gegen die Sonne getan. Dafür muß er nun jagen und zieht mit Hundegebell und Jagdgetöse in der ganzen Welt umher.

Bei Herrenalb heißt der ewige Jäger gewöhnlich „Neck“, was der Name eines Jägers gewesen sein soll, der auf dem Dobel wohnte und viele Wilderer erschoss, namentlich einmal an einem Sonntage ihrer fünf. Dafür fiel er selbst wieder durch den Schuß eines Wilderers, und nun geht er um in den Bergen bei Herrenalb, klopft mit einem Hammer, reitet auf einem Hirsch, und mehrere bellende Hunde begleiten ihn.

In der Gegend von Calw läßt sich der wilde Jäger besonders in den Adventsnächten hören, indem er beständig Holz anschlägt. Die Forstleute tun dies sonst mit einem Schlaghammer, der ein bestimmtes Zeichen hat; dieses hauen sie in alle Bäume ein, welche gefällt werden sollen. Gerade so hört man dann den wilden Jäger im Walde klopfen, und zwar bald hier, bald da, in ganz entgegengesetzter Richtung, indem er blitzschnell von einem Punkte zum andern eilt. Auch die, welche ihm jagen helfen, klopfen an die Bäume wie beim Holzanschlagen; außerdem folgt ihm immer eine Schar bellender Hunde.

Nach E. Meier.

In einem Walde dieser Gegend, in dem der wilde Jäger seinen Spuk trieb, verirrte sich einst ein Mann. Als er endlich ins Freie gelangte, verfolgte ihn ein Reiter. Der war bald so nahe hinter ihm, daß er rasch zur Seite weichen mußte, um nicht niedergerissen zu werden, bald schien er in weiter Ferne zu traben. So kam der Mann endlich zu einer Frau, die sich gleichfalls beklagte, daß ein Reiter sie beständig bedroht habe. Während sie aber so miteinander sprachen, war der

gespenstische Reiter — niemand anders als der wilde Jäger — plötzlich verschwunden.

Nach E. Meier.

Ein Fuhrmann von Enzklosterle wollte einst am Abend von der Lebensägmühle über den Eiberg nach Hause. Im Walde begegnete ihm ein Jäger mit zwei Hunden, den er für einen Förster hielt und anredete. Statt einer Antwort klopfte derselbe mit einem Hammer fortwährend an die Bäume. Plötzlich war der Fuhrmann mit Pferd und Wagen drüben auf der andern Seite des Enztals, auf dem Meistern, ohne daß er von der Fahrt durch die Luft etwas gespürt hätte und ohne daß ihm ein Leid widerfahren wäre.

Auch ein Wildschütz sah einmal den wilden Jäger. Weil er aber in demselben einen herrschaftlichen Waldhüter vermutete, so legte er die Flinte auf ihn an. In dem Augenblick, als er abdrückte, stürzte der Wilddieb tot zu Boden.

Nach Schloz.

## Das Weltschjägerle

Im Nagoldtal heißt der wilde Jäger auch das Welschjägerle, Weltschjägerle (Weltsjäger), weil er in der ganzen Welt herumjagen muß. Er bat nämlich den lieben Gott, daß er ihn doch nicht absterben und selig werden sondern ewig jagen lassen möge; und dieser Wunsch ist ihm denn auch gewährt worden. Er kommt in der ganzen Welt umher und reitet einen großen Schimmel. Aber dieser sowie der Reiter selbst haben keinen Kopf. Beständig ruft er hoho!, die Hunde bellen, und es ist ein wilder Lärm wie bei einer wirklichen Jagd. Wenn man ihn so im Spätherbst jagen hört, so soll das ein gutes Jahr bedeuten.

Andere sagen, dieser Mann habe immer am Sonntag gejagt und müsse deshalb geisten.

Nach E. Meier.

---

Was peitschet und schnaubet und billt und kracht  
Und pfeifet und jauchzt durch die finstere Nacht?  
Es rasseln die wütenden Jäger herbei  
Mit schmetternden Hörnern und Hurrageschrei.

Schneizer.



## Der wilde Jäger

Seht, wie die Wolken am Himmel jagen!  
Hört, wie im Walde die Föhren klagen!  
Hört, wie die Geister am Berge dort oben  
Nehzend und krächzend die Wälder durchtoben! —  
Das ist der Jäger vom wilden See,  
Jagt unheilverkündend über die Höh'. —  
Weh' dem Verweg'nen, der ihn rief,  
Derweilen der wilde Jäger schlief  
Tief auf des Wildsees moorigem Grund,  
Gefürchtet von jedermann, weit in der Rund'!

Dort in dem wilden Moor, dem weiten,  
Haust er schon seit Urväterzeiten.  
Nur wenige Menschen sahen ihn je,  
Wie er emporstieg aus Sumpf und See! —

Könnt' ihr den wilden Jäger hören?  
Hört ihr das Heulen auch in den Föhren?  
Wehe dem einsamen Wand'rer, dem armen!  
Der Jäger kennt weder Gnad' noch Erbarmen!

Es öffnet sich grausig des Wildsees Schlund:  
Der Wanderer versinkt in des Hochmoors Grund.  
Den Wald durchdringt noch ein jubelnder Schrei! —  
Dann wird es still — 's ist alles vorbei. —  
Und gehst du des Nachts über den schwanken Boden,  
Du siehst über den Wassern die Geister der Toten!

Dolf Schatz.

# Was man heute noch vom Muetesheer und vom wilden Jäger erzählt

Das Wunderbare lebt noch lange in den Bergen fort, wenn es in der Ebene längst untergegangen. Alois Schreiber.

Am zähesten hat sich der Glaube an das Muetesheer und an den wilden Jäger auf den Höhen rechts und links der Enz erhalten; im Tale wissen fast nur noch die ältesten Leute davon zu erzählen. Kaum irgendwo spricht sich der Unterschied zwischen der bäuerlichen Bevölkerung und den Bewohnern unserer Industrie- und Luftkurorte deutlicher aus als in ihrer Stellung zu dem alten Sagengut des Volkes: dort hält man daran fest als an einer Wirklichkeit, die aus einer unbekanntem Welt schreckhaft oder freundlich, hemmend oder fördernd hereingreift in unseren Alltag; hier lächelt man darüber als über einen längst überwundenen Standpunkt. Das gilt mehr oder weniger für alle Gebiete des alten Volksglaubens. Immer wieder tritt in den Antworten auf die Fragebogen, die vom Bezirkschulamant hinausgegeben wurden, diese Erscheinung zutage.

Bei Igelsloch zog der ewige Jäger früher in den Nächten zwischen Advent und Weihnachten durch die Waldteile Kälbling und Teuchelwald sowie über die Felder gegen Lützenhardt. Man sah nichts, aber man hörte das Jagen und Rufen des Jägers und das Gebell und Gejiff der Hunde. Man konnte sich nur retten, wenn man sich auf den Boden warf. Auch von dem Kohlerswäldchen an der Straße von Oberkollbach nach Siehdichfür wird ähnliches erzählt. Nach Gugeler.

Die Bewohner von Beinberg wollen den ewigen Jäger vor sechs bis acht Jahren zum letzten Mal im Lützenhardter Wald jagen gehört haben. Nach Hammelehle.

In Schömberg erzählt man: Ein Köhler war einmal bei Nacht auf der Platte. Da erhob sich im Walde ein fürchterlicher Lärm, der immer näher kam. Plötzlich flog eine Schar gespenstischer Tiere vorbei. Da befiel den Mann eine solche Angst, daß er sich eine Weile nicht mehr rühren konnte. Ein anderer Schömberger Bürger ging einmal früh morgens auf den Calwer Markt. Da hörte er im Walde ein Surren und Brausen über sich. Das sei das Muetesheer gewesen. Nach Schid.

Biefelsberger Leute haben früher den ewigen Jäger gesehen. Er hatte drei Hunde bei sich und eine Laterne. Wenn er jemand begegnete, so hezte er die Hunde. Im Schellbronner Berg soll er gar einen Mann umgebracht haben.

Nach Kleißle.

Bei Schwarzenberg treibt das Muetesheer noch sein Unwesen im sogenannten „Märzensteg“, besonders in stürmischen Herbst- und Winternächten. Der ewige Jäger muß hier geistern, weil er in den „heiligen Nächten“ die Tiere des Waldes jagte und erlegte.

Nach Bruchner.

In Grunbach wollen ältere Leute selbst gehört haben, wie das Muetesheer saufend und braufend durch die Lüfte zog. Es sei vom Walde heruntergekommen und habe sich in der Richtung gegen Huchenfeld wieder entfernt. Oft habe es dabei in den Lüften geklungen wie eine überaus starke Musik.

Nach Freyhardt.

Ein Mann aus Salmbach war auf dem Heimweg von Langenbrand. Da wurde er plötzlich in die Höhe gehoben. Er hörte Trompetengeschmetter und Pferdegetrappel, und darauf verlor er die Besinnung. Als er wieder zu sich kam, war er in Unterreichenbach. Das war das Muetesheer gewesen. Wer sich auf den Boden legt, über den hat es keine Macht; denn drei Schuh über der Erde muß es Halt machen.

Nach Spieth.

Ein Engelsbrander Mann ging nachts zu seiner Kohlplatte, um nach dem Meiler zu sehen. Als es Mitternacht war, hörte er das „Mutesheer“. Die einen piffen, die andern sangen oder trompeteten: es war ganz schauerlich anzuhören. Da lief er vor Schrecken, was er konnte. Als er nach Haus kam, war sein Haar ganz weiß geworden.

Nach Wolff.

Ein Bauer aus Neusatz ging gegen Abend auf seine Wiese, um Futter zu holen. Auf einmal kam eine Wolke, die über seinem Haupte schwebte. Aus ihr vernahm er Singen und Musik. Rasch legte er sich hin und hielt die Sense über sich. Nach einiger Zeit zog die Wolke weiter über die Mülleräcker dem Kirchhof zu, wo sie verschwand. In der Adventszeit sei das Muetesheer früher in stürmischen Nächten der nahen Landesgrenze entlang gezogen.

Nach Hochstetter.

Bei Rotensol hält sich das wilde Heer auch an den Römerweg. Dort begegnete es einst einem alten Mann. Der sah zu Boden und betete ein Vaterunser. Da zog es vorüber.

Nach Hochstetter.

In Bernbach glaubte man früher, das Muetesheer ziehe über den Mauzenstein hinweg, der davon auch seinen Namen (=Muetesstein) haben soll.

Nach Schmid.

In Schwann behauptet man, das Muetesheer habe seinen Aufenthalt im „Lagerwalde“ zwischen Dennach und Schwann. Von dort ziehe es aus, dorthin kehre es nach jedem Umzuge zurück.

Nach Strohmaier.

---

Vom Berge hört man in mancher Nacht —  
Fast will das Herz darob zittern —  
Daß droben im Walde es klobt und kracht,  
Als würden dort Stämme zersplittern,  
Und daß es herab vom Hange schleift,  
Wie Hunde oft bellt und wie Häher pfeift  
Und tobt wie von nahen Gewittern . . . .

Irene Haberle.

---

Um alles menschlichen Sinnen Ungewöhnliche, was die Natur eines Landstrichs besitzt, sammelt sich ein Duft von Sage und Lied, wie sich die Ferne des Himmels blau anläßt und zarter, feiner Staub um Obst und Blumen setzt. Aus dem Zusammenleben und Zusammenwohnen mit Felsen, Seen, Trümmern, Bäumen, Pflanzen entspringt bald eine Art Verbindung, die sich auf die Eigentümlichkeit jedes dieser Gegenstände gründet und zu gewissen Stunden ihre Wunder zu vernehmen berechtigt ist.

Gebr. Grimm.

\* \* \*

# Bon Riesen und Riesensteinen

Aus der Vorzeit dunklen Weiten  
Dringt herauf verwor'ne Sage:  
Ungefüger Recken Streiten,  
Waffenklirren, Totenklage . . . .  
Friedrich Sid.

## Erkinger und Merkinger

Ueber dem Städtchen Liebenzell erheben sich am Abhang des Schloßberges, hart am Walde, die malerischen Reste einer aus dem elften Jahrhundert stammenden Burg. Der 20 Meter hohen, fast 3 Meter dicken, aus prächtigen Buckelquadern gefügten Schildmauer ist ein 34 Meter höherer, mächtiger Turm angebaut, der im Innern einen hölzernen Einbau trug. Um die Ruine, das Wahrzeichen von Liebenzell, hat die Vergangenheit einen Kranz von Sagen geflochten. Sie alle haben den bösen Riesen Erkinger zum Gegenstand; daneben tritt auch sein menschenfreundlicher Gegner auf, Merkinger genannt. Vor 75 Jahren erzählte man sich von ihnen im Nagoldtal noch folgendes:

### 1.

Den gewaltigen Turm bei Liebenzell, den man im Volke das „Schloß“ nennt, hat der Riese Erkinger erbauen lassen. Der Kalk oder Speis soll mit Wein angemacht sein; andere sagen mit Milch, welche die umwohnenden Bauern liefern mußten. Dieser Turm hatte ehemals unten keinen Eingang; erst später hat man die ungeheure Mauer durchbrochen, so daß man wenigstens hineinkriechen konnte. In ganz neuer Zeit kann man bequem hineingehen. In diesem Turme nun sollen große Schätze verborgen sein, die ein Pudel hütet. Andere sagen, das Geld liege in dem verfallenen Keller der Burg. Gewiß ist, daß ein fahrender Schüler einst gesagt hat: „Wenn Liebenzell nur wüßte, wie reich es wäre, und wieviel Geld in dem Turme noch liege!“ Der Schatz muß jedoch tief liegen und braucht seine bestimmte Zeit, wo er gehoben werden kann. Indes schafft er sich alle Jahre etwas höher herauf. Aber noch keiner hat ihn gesehen. Der Geist des Riesen geht auch noch immer um.

## 2.

Der Riese Erkinger war ein Räuber und Menschenfresser und hauste mit zwei Gefellen auf seiner Burg. Seine besondere Vorliebe war, den Bauern „auf dem Walde“ die Bräute zu rauben, wenn sie gerade Hochzeit hielten, und dieselben nachher zu verzehren. Gewöhnlich aber kam dann Merkinger, der Tyrann von Merklingen (einem jenseits der Nagold im Würmtal gelegenen Dorf), jagte ihm die Braut ab und führte sie dem Bräutigam wieder zu.

## 3.

Einmal hatte jemand gewettet, er wolle dem Riesen Erkinger seinen Löffel stehlen. Während in der Nähe eine Hochzeit war und Erkinger auf die Braut Jagd machte, schlich der Wagemutige sich unbemerkt in die Burg hinein. Wie er nun eben mit dem Löffel fort wollte, kam Erkinger zurück und schleppte eine junge Frau daher. Da hatte der Vorwitzige kaum noch Zeit, sich in dem Ofen zu verstecken, und er mußte von da mit ansehen, wie der Riese mit seinen Gefellen die Frau ergriff und aufraß. Dann kam er an den Ofen und sagte immer: „Ich rieche Menschenfleisch!“, so daß es dem Manne höllenangst wurde. Indes ist er nachher noch mit genauer Not davon gekommen.

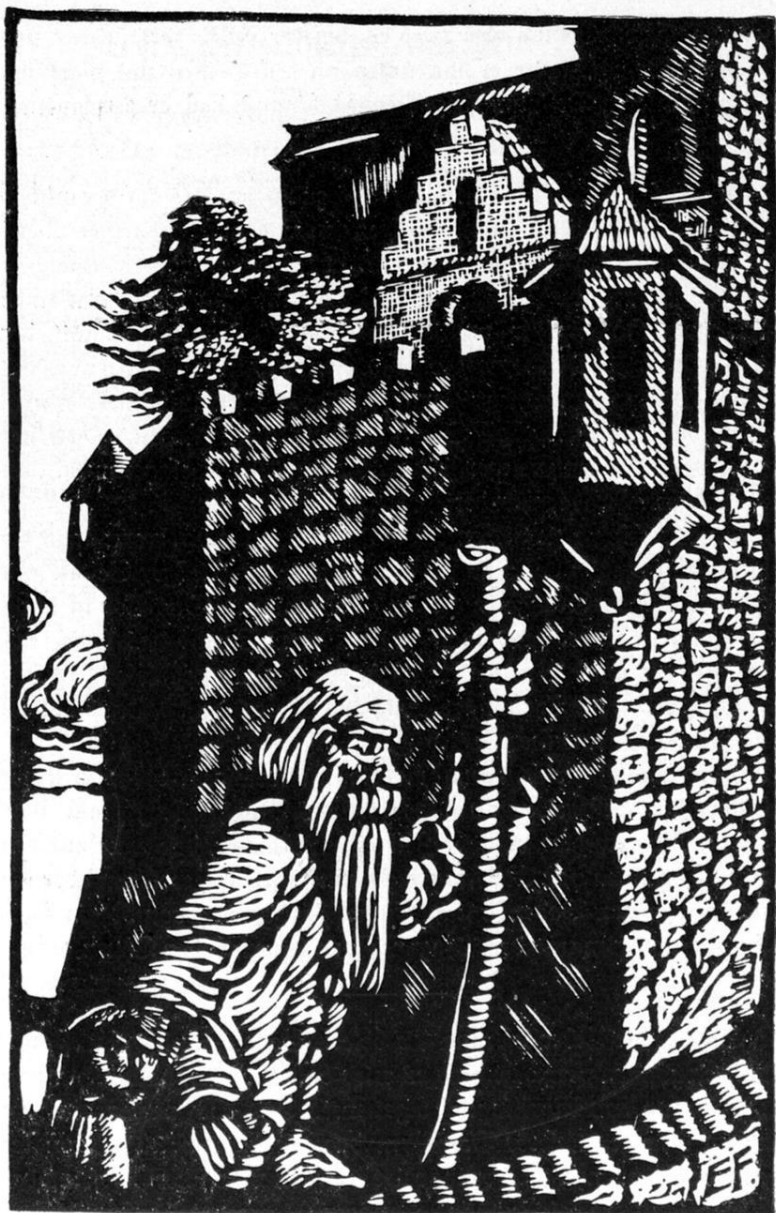
## 4.

Die Gebeine der Menschen, welche Erkinger gefressen, warf er immer über das Lengenbachtal hinüber und eine gute Viertelstunde von seiner Burg weg. Daraus ist endlich ein ganzer Berg geworden, den man seinem Ursprunge gemäß „Beinberg“ nannte. Ebenso heißt auch das kleine Dorf, das auf dieser Höhe liegt.

## 5.

Wegen der Greuel, welche Erkinger weit und breit verübte, kam endlich der Markgraf von Baden und belagerte mit vielen Leuten die Burg. Weil Erkinger nun weder sich ergeben noch verhungern wollte, so machte er seinem Leben selbst ein Ende und stürzte sich von dem hohen Turm hinab.

Nach einer anderen Erzählung aber soll es Merkinger, der Tyrann von Merklingen, getan haben. Dieser war zwar schwächer als Erkinger, kam aber sonst gut mit ihm aus, obwohl er ihm manche



Erfinger

Braut abjagte. Endlich aber trieb es ihm der Riese doch zu arg, und bei einem Besuche faßte er ihn unten an den Beinen und warf ihn zu der mittleren Oeffnung des Turmes hinaus, daß er zerschmettert unten lag.

6.

In der schönen „Riesenkapelle“ zu Hirsau, die auf der mitternächtlichen Seite der Klosterkirche gelegen und auf barbarische Weise erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts abgebrochen worden, bewahrte man das Kleid des Riesen, das 14 Fuß lang war, dazu einen ungeheuren Hosenträger und einen Schuh desselben. Anstatt der Knöpfe hatte das lederne Gewand eiserne Ringe. Spuren des Riesen findet man noch jetzt häufig bei Liebenzell, nämlich dicke Steinkugeln, die etwa anderthalb Schuh im Durchmesser haben. Diese soll er bei verschiedenen Gelegenheiten, besonders bei Belagerungen, auf die Menschen herabgeschleudert haben.

An dem Tore zu Liebenzell, aus dem man ging, wenn man die Burg besuchen wollte, war einst der Unhold in riesiger Gestalt mit einer gewaltigen Stange in der Hand abgebildet. Das Tor ist 1785 abgebrannt. Dabei fand man übrigens ein Buch, das leider fast ganz versengt war. Nur die Aufschrift konnte man noch lesen: „Franz Erkinger, der große Tyrann, gebürtig aus Merklingen.“ Das ist alles, was man über seine Herkunft weiß.

Ganz ähnlich berichtet auch Christian Friedrich Sattler in seiner „Historischen Beschreibung des Herzogtums Württemberg“ vom Jahr 1752: „Man erzehlet, es habe Zell einem Räuber, den man nur den großen Tyrannen von Merklingen genennet, gehöret, welchem aber die Markgraven von Baden mit Hülff der Pfalzgraven von Rhein dasselbe abgenommen und den Tyrannen von seinem hohen Thurn herabgestürzt“.

Nach E. Meier.

So hat die Ueberlieferung die beiden Gestalten nicht scharf auseinanderzuhalten vermocht, und es wird bald die eine, bald die andere als „Tyrann von Merklingen“ bezeichnet. Und doch verkörperten sie einst im Glauben unserer Vorfahren durchaus gegensätzliche Mächte: Erkinger ist der mythische Riese des Sturmes, der Todfeind der elbischen Waldweiblein; und in Merklinger, seinem menschenfreundlichen Widerpart, klingt die Erinnerung nach an eine hilfreiche Gottheit aus der Heidenzeit (Hertz).



## Der „Riesenstein“ auf dem Meistern

Unter die Merkwürdigkeiten unseres Landes ward früher eine große Felsplatte gerechnet, die unweit Wildbad auf der Höhe des langgestreckten Meistern-Rückens tief im Jungwald versteckt angetroffen wird. Sie trug ehemals die Bezeichnungen „Langer Stein“ und „Fürstenstein“; letztere deshalb, weil auf der geräumigen Oberfläche die Namen von mehr denn hundert „fürstlichen, gräflichen Personen und anderen hohen Badegästen, welche in vorigen Zeiten ihre Collationes (Zusammenkünfte), Tänze und Lustbarkeiten darauf gehalten, ordentlich eingehauen seyend.“ Namentlich die Zahlen 1500 und 1600 sollen sich häufig gefunden haben. Heute steht auf der Platte, welche den Boden kaum überragt, eine Schutzhütte. Der freie Platz dieses eigenartigsten „Fremdenbuchs der Badestadt“ ist auch jetzt noch mit zahlreichen Namen bedeckt, die aber nicht weit über die Mitte des 18. Jahrhunderts zurückreichen.

Seit Justinus Kerners Wildbaddbeschreibung erschienen ist (1811), trägt der „riesenhafte Grabstein“, der wie von Menschenhänden gemacht erscheint, einen dritten Namen, den man heute allein noch gebraucht: „Riesenstein“. Jener Dichter erzählt, hier liege nach der Volkssage ein Riese begraben. Deshalb heißt der Stein 40 Jahre später in Meiers Sagenbuch auch der „Leichenstein eines Riesen“.

Es ruht ein Stein im tiefen Tann,  
Verträumt, von Farnkraut dicht verhüllt.  
Nichts regt sich rings auf moos'gem Plan,  
Nur Harzes Duft die Lüfte füllt.

Das Märchen raunt aus Kluft und Spalt:  
Ein Riese schlummert tief im Grunde . . . .  
Mir ist zu Mut, als ziehn zur Stunde  
Der Vorzeit Götter durch den Wald.

Friedrich Sch.

## Altwater und Heimenhart

An der alten Straße von Calmbach nach Calw, die am Südhang des Kälblings zur Höhe emporsteigt, liegt im Walde ein großer, langer

Felsblock. Altvater nennt ihn das Volk, d. h. den ältesten oder den Großvater der zahlreich umherliegenden Steine. Wer auf der Steige bergwärts ging, ruhte hier gewöhnlich auf einer Bank aus. Früher sagte man im Scherz, wenn man das Ohr an den Stein halte, könne man eine Imme (Biene) darin summen hören. Horchte dann jemand hin, so stieß man ihm den Kopf an den Stein.

Der Heimenhardt, welcher sich dem Kälbling gegenüber zwischen dem Würzbach und der Kleinenz in das Tal vorschiebt, soll seinen Namen von den Riesen tragen, die hier einst hausten. Ja, man erzählt sogar, der letzte dieser Art, zu der auch der Tyrann Erkinger auf der Liebenzeller Burg gehört habe, sei unter dem Altvater begraben (oder auch unter dem größten Felsblock der ganzen Umgegend, dem Langenstein auf dem Meistern). Seine Rüstung aber sollte im Kloster Hirsau liegen.

Nach Meier und Eifert.

## Der Bernstein

Im Walde bei Bernbach lebte vor Zeiten in einsamer Klausur ein frommer Einsiedler. So oft er unter die Menschen ging, war er von einem zahmen Bären begleitet, der mit großer Treue an ihm hing. Alltäglich besuchte der Klausner die Kranken in der Nachbarschaft und brachte ihnen Tränklein und Salben, die er aus heilsamen Kräutern wohl zu bereiten verstand. Eines Tages erscholl aus dem Walde ein fürchterliches Brummen. Als man nachforschte, da lag der Einsiedler entseelt bei einem mächtigen Felsblock, und neben ihm saß der Bär und hielt treue Totenwacht. Daher heißt der Fels „Bernstein“ (Bärenstein) bis auf den heutigen Tag.

Nach Schmid.

\* \* \*

# Von Erdleutlein und Wasserfrauen und allerlei winzigem Volk

Blaſſe Niſen, ſcheue Zwerge,  
Tief im See, im hohlen Berge,  
Steigt herauf aus Vorzeitfern! —  
Wenn das All von tauſend Sternen  
Funkelnd ſtrahlt — ein weicher Klang  
Hier am Ufer, dort am Hang  
Wie aus Träumen leiſ erwaht.  
Durch die milde Sommernacht,  
Sieh, auf mondbeglänzten Halden  
Elfenzarte Lichtgeſtalten  
Gleiten wogend hin im Reigen!  
Silbern Klingen,  
Lieblich Singen!  
Rings der Wälder hehrer Schweigen.  
Friedrich Sch.

## Die Erdmännle bei Hirsau

Unweit des Kloſters Hirsau, zwiſchen der ſogenannten Bruderhöhle und dem Lützenhardter Hof, befindet ſich im Walde ein großer Fels. Auf dieſem verzehrte ein Arbeiter aus dem Hofe öfters ſein Eſſen. So oft der Mann aber einen Kuchen bekam — was jedesmal geſchah, wenn man Brot gebacken hatte — ſo traten aus einer Spalte des Felfens, auf dem er ſaß, ein klein wunziges Männlein und ein ebenſolches Weiblein hervor. Sie ſtellten ſich zu ſeiner Rechten und zu ſeiner Linken auf, ſahen zu, wie er aß, und blieben ſolange da ſtehen, biß er ihnen ein Stück von dem Kuchen abgab. Dann nickten ſie, als ob ſie ſich bedanken wollten, und ſchlüpfen wieder in die Felfſpalte hinein. Man nannte dieſe kleinen Leute „Erdmännle“ oder „Bergmännle“, auch „unterirdiſche Bewohner“.

Zu Calw haben ſolche Erdmännle in einem Hauſe beſtändig das Holz gebeigt, das man am Tage geſpalten. Man wußte lange nicht, wer das tat, biß der Knecht einmal des Nachts ausblieb und zwei kleine Männlein bei dem Holze ſchaffen ſah.

Nach E. Meier.

## Die Erdleute bei Oberlengenhardt

Zwei Bauern aus Oberlengenhardt waren einmal auf dem Berge und pflügten. Da sagte der eine, als er fertig war: „Wenn nun der Acker nur auch gehackt wäre!“ Darauf zog er heim. Am andern Morgen begab er sich mit der Hacke auf das Feld, um die Erdschollen klein zu schlagen. Aber alles war schon getan: die Erdleute hatten in der Nacht den ganzen Acker für ihn gehackt. Da war der Mann froh und legte zum Dank zwei Stücke Kuchen auf den Acker für die wackeren Helfer.

Nach E. Meier.

Auch in Oberreichenbach, Schömberg und Biefelsberg wird von Erdmännlein erzählt. Bei letzterem Dorfe wurde einstmals ein Heidelbeerweibchen gesehen. Als man darauf zuging, wurde es ganz dünn und lang wie eine Hopfenstange. Dann verschwand es.

Nach Fleisfle.

In den Waldgegenden singen die Kinder heute noch das Lied vom

### Heidelbeer-Männchen

Heisa, heisa, mir ist's wohl!  
Han mei Häfele g'haustig vól,  
G'haustig vól on halbe lear —  
Wann ih no bei mei'm Haus wär!

's ist a buckeligs Mä'le komma,  
Hot mer meine Beerla g'nomma,  
Ei so schlag der Kuckuck drêi  
Auf des buckelig Mä'le nei!

## Die Nonnenmännlein zu Kapfenhardt

In Kapfenhardt kamen jedes Jahr zwei Nonnenmännlein und arbeiteten auf dem Feld einer Witwe. Wenn die Besitzerin das Essen brachte, so aßen die Zwerglein mit. Darauf begaben sie sich immer nach Unterreichenbach, wo sie eine Höhle an der Nagold bewohnten. Weil die Männlein zerrissene Hosen hatten, ließ ihnen die

mitleidige Frau einst neue machen und legte sie auf das Feld. Die Nonnenmännlein zogen sie an, liefen den Berg hinab und kamen nicht wieder. Denn das kleine Volk darf man nicht „auszahlen“.

## Die Buschmännchen

Buschmännchen wohnten einst im Hain,  
Sie waren an Sprache und Gestalt  
Den Menschen ähnlich, doch sehr klein  
Und viele hundert Jahre alt.  
Sie hatten Vieh und Hausgerät;  
Doch alles war sehr zart und fein.  
Nußschälchen sie zum Trunke läßt;  
Die Spinne war ihr Schneiderlein.  
Wer ihnen aber Milch und Brot  
Mit freundlicher Gebärde bot,  
Dem gaben sie wohl grauen Staub  
Und Hände voll verwelktes Laub;  
Drauß ist jedoch am nächsten Morgen  
Bisweilen pures Gold geworden.

H. Benzmann.

## Die Erdweiblein im Lautenfelsen

Auf dem rechten Abhang des Murgtals liegt unweit der Landesgrenze der Lautenfels. Die Erdweibleinshöhle, welche er umschließt, trägt ihren Namen wegen der Erdweiblein, die vordem darin wohnten.

Zwei von ihnen, holdselige Mägdlein, pflegten abends mit ihren Spindeln nach dem nahen Dorf Lautenbach in die Spinnstube oder zum Tanze zu kommen. Stets aber gingen sie vor Mitternacht weg, weil sie über diese Zeit nicht ausbleiben durften. Einst wurden sie beim Fortgehen von einem Anwesenden gefragt, was sie in ihren hinaufgebundenen Schürzen hätten, worauf die eine antwortete:

„Hättest du mich eher gefragt,  
Hätte ich dir es gesagt.“

Von Tag zu Tag gewannen die Burschen die Mädchen lieber, und einmal beim Tanze gelang es ihnen, die beiden bis nach Mitternacht

aufzuhalten. Als sie darauf heim wollten, baten sie die Burschen, mit ihnen zu gehen und außen am Felsen zu warten, wenn sie hineingegangen. Fließe dann Blut heraus, so seien sie wegen ihrer Verspätung umgebracht worden; komme aber Milch aus der Höhle, so hätten sie kein Leid erfahren. Nicht lange waren sie im Felsen, so quoll rotes Blut daraus hervor; und nachher sind keine Erdweiblein mehr in Lautenbach gesehen worden.

Andere erzählen: Die Erdjungfrauen seien allein heimgegangen; sie hätten aber ein Messer zurückgelassen und gesagt: wenn sie wegen ihres Verspätens getötet würden, so werde sich das Messer blutig färben. Und das sei auch geschehen.

Nach B. Baader.

## Die Erdweible im „Großen Loch“ bei Loffenau

Wenn man von der Teufelsmühle bei Loffenau gegen das Abtal absteigt, so führt der Weg durch eine gewaltig tiefe Schlucht, das „Große Loch“ genannt. In ihrer Steilwand befinden sich sieben merkwürdige Höhlungen, die im Volk heute noch als „Teufelskammern“ bezeichnet werden. In zweien derselben haben früher zwei „Erdweible“ gewohnt; die waren klein, ganz weiß und sehr schön. Sie kamen ein paar Mal nach Loffenau in die Lichtstuben und spannen. Aber niemand wagte, sie anzureden. Als sie beim zweiten Male aufbrachen, sprachen sie:

„Hättet ihr uns was gesagt,

So hätten wir euch auch was gesagt!“

Sie trugen breite „Schlappen“ (Pantoffeln) und ließen beim Weggehen einige Strohhalme fallen. Die hoben die Leute auf und sahen, daß sie schweres Gold wurden. Wenn jemand aus der Spinnstube die Erdweiblein angeredet hätte, so wären sie erlöst gewesen, und sie hätten ihren Retter gewiß reich und glücklich gemacht. Aber von da an kamen sie nie wieder.

Einst ging ein Mann am Großen Loch vorüber. Da kam ein Erdweiblein heraus und sagte zu ihm: „Du hast ja nichts auf deinem Hute; wart, ich will dir einen Strohalm umbinden!“ Sprach der Mann: „Ach, was soll ich damit?“ „Nun, laß mich nur machen!“ erwiderte das Weiblein und band ihm einen Strohalm um. Als der Mann heim kam, da hatte er einen Goldreif um seinen Hut.

Nach E. Meier.

## Sagen vom Wilden See bei Wildbad

Tief unter den Wogen, da sitzt auf dem Thron  
Der König des Sees mit kristallener Kron,

Mit grünlichen Locken, im Silbergewand;  
Die Lilie schwingt er als Stab in der Hand.

Und um ihn, da tanzen wie Schwäne so weiß  
Die perlenumgürteten Nixen im Kreis.

Rings blinken die Wände wie schwärzlicher Stahl,  
Demantene Säulen erhellen den Saal.

Korall' und Karfunkel bezaubert den Blick,  
Die Ohren der singenden Quellen Musik . . .

Eduard Brauer.

### 1.

In dem Wilden See, der etwa drei Stunden von Wildbad entfernt an der badischen Grenze liegt, gab es früher See-*fräulein*. Die kamen oft nach Wildbad und spannen. Andere sagen, sie seien sehr schüchtern gewesen, und sobald ein Mensch sich ihnen genah, seien sie immer in den See gesprungen. Sie sollen gewöhnlich nur bis zur Stierhütte (Grünhütte) gekommen sein, das sind drei bis vier Häuser, die eine halbe Stunde weit vom Wilden See entfernt liegen. Sonst habe man sie nur auf der Wasserfläche sehen und singen hören können.

Schlimme Geister sollen nun in seiner Tiefe hausen. Oft soll sich ein Spielmann lustig musizierend bei Nacht auf seinem Grunde hören lassen; darauf soll immer ein Unglück erfolgen.

Nach E. Meier.

### 2.

Von den See-*fräulein* weiß eine alte Frau in Sprollenhaus noch folgendes zu erzählen:

In dem Wilden See lebten einst Seejungfrauen, die an manchem Abend nach Reichental hinab gingen, um sich mit der dortigen Jugend in Tanz und Spiel zu vergnügen. Aber jedesmal machten sie sich zur bestimmten Stunde auf den Heimweg und ließen sich weder durch Bitten noch durch Versprechungen länger halten.

Eines Abends wollten sie wieder zu zeitiger Stunde nach Hause

gehen, aber mit Gewalt wurden sie von den Burschen zurückgehalten. Erst spät gaben diese die Mägdlein frei und geleiteten sie bis zum See. Dort schlug eine der Jungfrauen mit einer Rute ins Wasser. Dieses teilte sich, und eine Staffel ward sichtbar. Auf ihr stiegen die Jungfrauen hinab in die dunkle Tiefe. Die letzte aber wandte sich um und sprach zu den Burschen: „Ihr habt uns in Gefahr gebracht. Der Seekönig will uns umbringen, wenn wir zu spät heimkehren. Wartet noch ein Weilchen, so werdet ihr sehen, welches Schicksal uns ereilt hat: Steigt Milch aus dem See empor, dann ist uns das Leben geschenkt worden; werdet ihr aber Blut sehen, dann sind wir tot.“ In banger Sorge standen die Burschen am Ufer und starrten auf den See. Plötzlich quoll rotes Blut aus der Tiefe. Seither ist keine der Seefjungfrauen je wieder gesehen worden.

### 3.

Auch geht die Sage, es sei einstmals ein fremder Herr in einem prächtigen Kleide auf einem schönen Pferde auf dem Moos (so benennt das Volk die Ebene) erschienen. Der sei vor den Augen eines Hirtenmädchens spornstreichs auf den See zugerannt; Mann und Roß seien auch alsbald in der Tiefe verschwunden, nur der Hut des Herrn sei noch eine Zeit lang oben geschwommen.

Andere sagen: In den unergründlichen Tiefen des Sees sei einst ein Edelmann mit Kutsche und Pferden versunken, und nur sein Hut sei auf dem Wasserspiegel schwimmend zurückgeblieben. Als „wilder Jäger“ sehen und hören ihn noch gewisse am Sonntag geborene Leute, wenn er je zu Zeiten seinen höllischen Pfuhl verläßt und Unglück verkündend die Himmel und Wälder durchtobt. Nach J. Kerner und Bühler.

### 4.

Herzog Karl von Württemberg wollte einmal den Wilden See, der für unergründlich galt, messen und ließ eine Bleikugel an vielen Ellen Faden hinunter, ohne Boden zu finden. Als er endlich die Kugel wieder heraufzog, war ein Zettel daran geheftet, auf dem standen die Worte:

„Ergründest du mich,  
So ersäuf ich dich!“

Darauf soll der Herzog mit seinen Begleitern rasch von dannen geeilt sein.



Dieser Sage liegt eine tatsächliche Begebenheit zu Grunde; denn die älteste Beschreibung des Wildseehochmoors erzählt: „Dieser Wilde See wurde ehemalen für unergründlich gehalten, aber als Se. Hochfürstliche Durchlaucht Herzog Eberhard Ludwig glorreichen Andenkens (1677–1733) vom Wildbad einen kleinen Floß dahin bringen und selbigen durch Flößer befahren und sondiren lassen, hat man gefunden, daß er nur 15 bis 18 Fuß tief.“

Nach Gesner und E. Meier.

Eine ähnliche Sage wird heute noch von alten Leuten in Sprollenhaus erzählt: Der Hirte von Sprollenhaus, Mössinger mit Namen, hütete oft das Vieh des Fleckens am Wilden See. Gar zu gern hätte er gewußt, wie tief das Wasser sei. Er nahm einen Knäuel Faden, band einen Stein daran, fuhr auf den See hinaus und ließ das Lot zur Tiefe sinken. Aber der Faden ging zu Ende, ohne daß der Stein den Grund gefunden hätte. Tags darauf machte er einen neuen Versuch. Diesmal hatte er zwei Knäuel Faden mitgenommen. Schon war der eine wieder abgewickelt und auch der zweite dem Ende nahe — da erscholl plötzlich aus der schwarzen Tiefe der drohende Ruf:

„Ergründest du mich,  
So ersäuf ich dich!“

Schreckensbleich zog Mössinger sein Lot ein und verließ eilend den unheimlichen Ort; und nie versuchte er wieder, die Tiefe des Sees zu messen.

Nach Widmaier.

Ebenfalls auf den Wilden See und auf dieselbe Tatsache dürfte sich beziehen, was Alois Schreiber vom Mummelsee berichtet:

Ein Herzog zu Württemberg ließ ein Floß bauen und damit auf den See fahren, dessen Tiefe zu ergründen. Als aber die Messer schon neun Zwirn-Netz hinunter gelassen und immer noch keinen Grund gefunden hatten, so fing der Floß gegen die Natur des Holzes zu sinken an, also daß sie von ihrem Vorhaben ablassen und auf ihre Rettung bedacht sein mußten. Vom Floß sind noch Stücke am Ufer zu sehen.

Blatt ist der See, stumm liegt die Flut.  
So still als ob sie schlief.  
Der Abend ruht wie dunkles Blut  
Rings auf der finstern Tiefe.  
Die Binsen nur leise  
Flüstern verstohlener Weise . . .

August Schuchler.

## Der Hausgeist in Röttenbach

In einem Haus zu Röttenbach auf dem Calwer Wald wohnte früher ein Hausgeist in Gestalt eines kleinen Männleins. Er machte sich auf allerlei Weise im Hause nützlich; besonders gerne wiegte er die kleinen Kinder. Abends setzte er sich auf die oberste Ofenstaffel; das war sein Platz, den außer ihm niemand einnehmen durfte.

Einmal hatte der Hofbauer einen vorwitzigen Knecht, der sich anmaßte, dem Hausgeist den Platz streitig zu machen. Das bekam ihm aber übel; denn der Hausgeist versetzte ihm eine solche Ohrfeige, daß er von seinem angemessenen Thronsiß in die Stube hinunter flog. Sonst tat er niemand etwas zu leide.

Später trug ihn ein Kapuziner in Gestalt eines Käfers in einem Schächtelein in den nahen Wald und bannte ihn unter den Stamm einer großen Buche.

Nach Mönch.

## Hausgeisterchen

In Schloß und in Mühle,  
In Hütt und Palast,  
Da wohnen gar viele  
Der Kleinen zu Gast:  
Hausgeisterlein, Wichtlein  
Mit treuen Gesichtlein,  
In graubraunen Fellen  
Von Hamster und Maus:  
Gar gute Gesellen  
Beschirmen das Haus.  
Sie nehmen das Feuer  
am Herde in acht,  
Beschützen die Scheuer  
Vor Dieben bei Nacht;  
Sie wehren die Elfen  
Den Schlummernden ab:  
Sie dienen und helfen  
Treppauf und treppab.

Oft hört man im Dämmern  
Im Schuppen ihr Hämmern,  
Ihr Scharren und Schleppen  
Auf Gängen und Treppen.  
Oft klingen im Keller  
Gar hell ihre Teller,  
Und Becherlein klingen  
Zu flüsterndem Singen.  
Die Hausfrau, die kluge,  
Sie gönnt aus dem Kruge  
Den guten ein Schlücklein,  
Vom Brotlaib ein Stücklein.  
Doch darf man nicht schrecken  
Die Kleinen und necken,  
Muß dankbar sich zeigen,  
Fein still sein und schweigen,  
Sonst fliehn sie und schwinden  
Flugs nach allen Winden.

Julius Lohmeyer.

## Der Butzemann

Es tanzt ein Butzemann  
In unserm Haus herum di dum.  
Er rüttelt sich, er schüttelt sich,  
Er wirft sein Säckchen hinter sich.  
Es tanzt ein Butzemann  
In unserm Haus herum.

Volksmund.

\* \* \*

# Weisse Frauen und Fräulein

Auf alter Burgen Zinnen,  
In Kirchen — bleich und stumm  
Geht in geweihten Nächten  
Die „weisse Jungfrau“ um  
Seit vielen hundert Jahren —  
Versenkt in Schmerz und Leid —  
Erlösung suchend, Frieden,  
Den Weg zur Seligkeit.  
Ward sie durch Schicksalstücken  
Verstrickt in Fall und Fehl?  
Starb sie in Schuld und Sünden?  
Gott gnad' der armen Seel!

Friedrich Zick.

## Die Enz-Jungfrau

Der Neuenbürger Schloßberg trägt auf seinem Rücken, in dem Wäldchen hinter dem Schloß versteckt, die Reste der alten Burg: dicke Mauern aus Buckelquadern, ein Stück des Burggrabens und den dachlosen Bau eines ehemaligen Kornspeichers, in dem jetzt schlanke Bäume schatten. In dem Bergwald jenseits der Enz liegen die spärlichen Überreste der „Raubburg“, heute auch Waldenburg genannt.

Von diesen Ruinen weiß die Sage folgendes zu berichten: Der Mörtel beider Burgen ist mit Wein angemacht und deshalb das Gemäuer von großer Festigkeit. Von der einen Burg zur andern führte vor Zeiten ein unterirdischer Gang, dessen Türen jetzt verschüttet sind. In ihm liegt ein Schatz, den ein schneeweisses Fräulein, die Enzjungfrau, hütet. Zuweilen sieht man sie abends von der Raubburg über die Schloßleinsbrücke auf das alte Schloß gehen, wo auch ein mitternächtliches Licht umwandelt und bis an die Enz herabkommt. In dieser sah einst ein Birkenfelder Mann einen weissen Schwan heranschwimmen und warf ihm drei Brocken Brot zu. Da verwandelte sich der Schwan in die Enzjungfrau, die in einem Schifflein von lauterem Golde saß und zu dem Manne sagte: er solle in der nächsten Nacht um zwölf Uhr auf das



Die Enzjungfrau

alte Schloß kommen, dort den Stein, welchen sie ihm beschrieb, beiseite schieben und in das Gemach darunter steigen. Dort werde er einen guten Fund tun. Zur bestimmten Zeit war der Mann auf der Burg, wälzte den Stein weg und öffnete dadurch den Zugang zu einer langen Treppe, die in das Gemach hinabführte. Darin brannte ein Licht; an der Wand stand ein Menschengesicht, mit einem Halseisen angekettert, und dabei auf dem Boden ein Topf, worin drei weiße Kirschkerne lagen. Weiter konnte der Mann nichts entdecken und ging deshalb unzufrieden nach Hause, wo er seinem Nachbarn alles erzählte. Von diesem ward ihm geraten, die Kirschkerne, welche wahrscheinlich Gold seien, zu holen. Aber als er es in der nächsten Nacht tun wollte, konnte er weder den Stein noch den Eingang wieder finden.

Manche behaupten, die Kirschkerne würden, wenn der Mann sie genommen, sich in drei Schlüssel verwandelt haben. So hätte er den Gang aufschließen, den Schatz gewinnen und das Fräulein erlösen können.

Nach B. Baader.

## Die „Schlößles=Jungfrau“

Eine halbe Stunde oberhalb Calmbach liegt, von der Kleinen Enz umrauscht, eine geheimnisvolle Stätte, die im Volksmund das „Schlößchen“ heißt. Hier wird das Tal von einem Schuttriegel gesperrt, der wahrscheinlich im Eiszeitalter von der Höhe des Meistern niedergegangen ist. Ueber den niedrigen, blockbestreuten Rücken reichen sich die Forste beider Talseiten die Hand. In einer engen Schlucht hat der Fluß, ganz auf die Seite gedrängt, das Hindernis durchbrochen, und dachgäh steigt der Steilhang des Meistern darüber empor. Im Waldesschatten aber liegen die dürftigen Reste eines mörtellosen, niedrigen Mauerwerks; eine Vertiefung, gleich einem halbverebneten Burggraben, läuft quer über den flachen Sporn; und vor Zeiten soll auch der Eingang zu einem unterirdischen Gewölbe vorhanden gewesen sein.

Ob hier einmal eine Siedelung stand, etwa (wie Eifert vermutet) ein Jagdschloß der in den benachbarten Wäldern einst begüterten Grafen von Baihingen, läßt sich bei dem Schweigen der Urkunden geschichtlich nicht erweisen. Nur einige halbverklungene Sagen halten die Erinnerung an die einsame Stätte wach.

Auf den Ruinen soll ein riesiger Geist umgehen, früher will man ihn oft auf der Mauer gesehen haben. „Auch eine Schlange hauste hier, die einen Schlüssel am Halse trug und sich oftmals in der Kleinen Enz badete, zuvor aber immer den Schlüssel ablegte“. E. Meier.

In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war noch die Sage von der „Schlößchens-Jungfrau“ im Volke lebendig: Auf den Mauern des „Schlößle“ geht eine weiße Jungfrau um. Allnächtlich zur Geisterstunde steigt sie aus ihrer tiefen Kammer empor und bleibt wehklagend auf den Trümmern sitzen bis zum ersten Hahenschrei. Wer sie erlösen will, muß mit der Wunschelrute die Tiefe erschließen und eine Tonne Goldes, die ihm als Lohn winkt, am steilen Abhang des Meistern empor wälzen. Aber er darf kein Wort reden, bis er die Höhe erreicht hat.

Vor vielen Jahren wollten einige Wildbader Flößer und ein fremder Bergmann dieses Wagnis bestehen. Mit „bannbegabtem Stab“ öffnete der Bergnappe das Gewölbe. Drunten rasselte ein schwarzer Höllenhund an der Kette, und aus der Tiefe stieg, den flirrenden Schlüsselbund zur Seite, das weiße Fräulein empor. Sie wies den Männern ein goldgefülltes Faß und bat sie flehentlich, doch ja kein Wort zu reden, bis sie auf des Berges Höhe seien. Die versprachen es, und über den Hof wälzten sie das Faß, hinab zum Fluß und drüben am Bergeshang empor. Mochten auch alle Schrecken der Nacht furchtbar erwachen, sie achteten ihrer nicht. Ein Hagelschauer prasselte hernieder, das wilde Heer kreuzte ihren Pfad — sie ließen sich nicht irre machen. Nach stundenlanger Arbeit waren sie dem Ziele nahe gekommen. Wenige Schritte noch, und es war erreicht. „Gottlob“, rief einer von ihnen erleichtert aus, „gleich sind wir oben“. Doch kaum war ihm das Wort entfahren, da versank das Faß unter Blitz und Donnerschlag krachend in die Tiefe, der es entstiegen war. Drunten aber geht seither allnächtlich wieder die weiße Jungfrau um und harret der Stunde ihrer Erlösung.

Nach dem Gedicht eines ungenannten Verfassers aus dem Jahr 1848.

Alte Leute in Calmbach wissen diese Sage in etwas abweichender Form zu erzählen: Es seien zwei Holzhauer gewesen, die das „Schlößle's-Fräulein“ erlösen wollten. Als sie abends spät das Tal hinab schritten, sahen sie im Mondenschein das Schlößchen liegen mit Mauern, Tor und Türmen. Unter der offenen Pforte stand

das Schloßles-Fräulein und winkte sie herbei. Auch sie mußten ein Faß mit Gold zur Höhe empor schaffen; das Fräulein gab ihnen aber noch einen Goldreif und gebot ihnen ernstlich, sich unterwegs nicht um des Kleinodes willen zu zanken. Die Männer versprachen; aber nahe am Ziele gerieten sie doch in Streit, und Ring und Faß rollten hinab und verschwanden in der dunklen Tiefe.

Nach Aufzeichnungen von K. Roos.

„Allnächtlich, wenn die Eulen  
Vom Seelachteiche her  
Zur Geisterstunde heulen,  
Dann stöhnt die Maid so sehr.

Sie steigt aus tiefer Kammer,  
Weil Hoffnung stets sie hegt,  
Und kehrt zurück voll Jammer,  
Wenn früh der Hahn sich regt“.

## Das weiße Fräulein am Nagoldquell

Ein vornehmes Edelfräulein hatte sich einst in der Umgegend von Altensteig verirrt. Lange streifte es kreuz und quer durch die endlosen Wälder, um eine menschliche Behausung zu finden. Endlich hörte es ein Wasser rauschen. Es war der Nagoldquell. Weil sich das Fräulein verirrt hatte, nannte es das Flüsschen Irr-Nagold. Denselben Namen erhielt auch der Weiler, den es in der Nähe fand und den man jetzt Ur-Nagold schreibt, während das Volk gewöhnlich „Her-Nagold“ spricht. Aus Dankbarkeit über seine Rettung schenkte das Fräulein den Altensteigern den ganzen Wald — gegen 10 000 Morgen groß — den es durchirrt hatte.

Seit seinem Tode geht das Fräulein bis auf den heutigen Tag geistweis in der Gegend der Nagoldquelle um und zeigt sich alljährlich mehrmals und zwar immer in weißen Kleidern und mit freundlichen Mienen. Einem Kinde, das Erdbeeren im Walde suchte, hat es einmal zwei Taler geschenkt.

Nach E. Meier.

## Die weiße Frau in der Barbarakirche

Im Walde bei Langensteinbach im Badischen stehen heute noch die sagenumwobenen Reste der Barbarakirche, die samt der



benachbarten Heilquelle von Wallfahrern aus nah und fern einst viel besucht ward. Sie gehörte zum Kloster Herrenalb und war bis 1603 württembergisch. Vor Jahrhunderten schon begann es öde zu werden um die gnadenreiche Stätte. Längst ist das letzte Hochamt verklungen. Aber heute noch sind die Geister der Vorzeit lebendig: Die Königstochter Barbara, die, ihre Schätze hütend, als weiße Frau auf den Trümmern umgeht und zusamt den gespenstischen Kapuzinern (S. 49. 50) den einsamen Ort unheimlich macht.

Von der weißen Frau gingen früher zahlreiche Sagen im Volk. Hier sei deren nur eine mitgeteilt.

Am Tage vor Pfingsten ging ein zwölfjähriges Mädchen in die seit langem verfallene Barbarakirche, während sein Vater und ein anderer Mann außen beschäftigt waren. Da sah es die weiße Frau aus dem Chore kommen, vor dem sie stehen blieb und, „Bist!“ rufend, dem Mädchen hinwinkte. Ihr Gesicht und ihre Hände waren schneeweiß, ihre Augen und Haare aber rabenschwarz. In der Hand, womit sie winkte, hielt sie ein Sträußlein blauer Blumen, an der andern hatte sie eine Menge goldener Ringe. Sie trug ein weißes Gewand und ebensolches Oberkleid, grüne Schuhe und an der Seite einen großen Bund Schlüssel. Von Schrecken ergriffen, lief das Mädchen aus der Kirche und holte die beiden Männer herein. Diese konnten aber die weiße Frau nicht sehen; und als sie fragten, wo dieselbe sei, zeigte das Mädchen hin und sagte: „Dort!“ Da wandte die Frau sich um; ihr Haar hing über den Rücken bis auf den Boden, und langsam ging sie nach dem Chore. Das Mädchen aber fiel in Ohnmacht. Als es wieder zu sich kam, war die Frau verschwunden und ließ sich auch nicht mehr sehen, obgleich die Männer ihr riefen und alles nach ihr durchsuchten.

Nach B. Baader.

## Was man heute noch von weißen Frauen erzählt

In Herrenalb erzählt man von einem weißen Fräulein, das zur Geisterstunde mit einer Laterne in der Hand durchs „große Tor“ (Flurname) nach der Stadt wandle.

Nach Weber.

Bei der Kohlplatte am Neusätzer Kirchenweg soll früher um Mitternacht eine weiße Jungfrau umgegangen sein. Ein Neusätzer

Bursche glaubte nicht an diesen Spuk und wollte sehen, wer dahinter stecke. Zur Geisterstunde begab er sich an die Kohlplatte. Wirklich erschien ihm auch die Jungfrau und ging auf ihn zu. Dreist sagte er: „Jungferle komm!“ und küßte sie. Aber nach drei Tagen soll er gestorben sein.

Nach Hochstetter.

Auch die Dobler kennen diese „weiße Frau“. Sie sei immer nachts auf dem Kirchenweg zu sehen und lache den Leuten ins Gesicht. Ebenso sei es im Wald beim ehemaligen „Pappelhüttle“ nicht geheuer; hier habe man einmal drei weiße Frauen über dem Boden schwebend erblickt.

Nach Auch.

Am „alten Schloß“ bei Dennach (Ruine Straubenhardt) soll sich in manchen Nächten ein weißes Fräulein zeigen. Dieser Glaube wurde durch einen Förster in den siebziger Jahren so sehr genährt, daß sich zuletzt auch am Tage niemand mehr an den unheimlichen Ort wagte. Umso ungestörter konnte nun der Jäger selbst den Fuchsfang hier betreiben.

Nach Ruder.

Bei Weinberg zeigt sich ein weißes Fräulein auf dem Mühlsteigle, das ins Kollbachtal hinabführt.

Der im Alter erblindete David Schwämmle von Weinberg, welcher in der Gemeinde umgehalten wurde, erzählte oft, daß er in seiner Jugend das Fräulein erlösen sollte. Aber als es ihm zum dritten Male erschien, erfaßte ihn ein Grauen, und er lief davon.

Nach Hammelehle.

Als ein Jäger von Hünerberg ein jammerndes Fräulein auf der Fautsburg (im obersten Kleinental) nicht erlöste, klagte es: nun müsse es wieder warten, bis aus eben aufgehendem Samen eine Tanne erwachsen, aus dieser eine Wiege gezimmert und das dareingelegte Kind herangewachsen sei.

Nach Bohnenberger.

\* \* \*

# Umgehende Mönche und Nonnen

Ein Kloster liegt zerfallen.  
Längst schwieg der Mönche Sang,  
Verzückter Büsser Lallen,  
Der Frühmettglocke Klang.  
Nur bleiche Schatten wallen  
Den Kreuzgang müd entlang,  
Und durch die öden Hallen  
Zieht weher Geisterfang.

Friedrich Sid.

## Der Mönch zu Herrenalb

In einer Schmiede zu Herrenalb ging ein Kapuziner geistweis um und zeigte sich namentlich um Weihnachten. Dann schlug er auf den Amboß, daß es dröhnte, schürte das Feuer in der Esse und neckte auch zuweilen die Menschen.

Da geschah es, als man einst den Amboß abhob, daß man darunter eine Erbse fand. Diese nahm alsbald die Frau des Schmieds in ihre Schürze und warf sie über die Mauer ins Wasser. Da klingelte es, als ob sie eine ganze Schürze voll Silbergeld ausgeschüttet hätte. Seitdem hat sich der Kapuziner nicht mehr sehen noch hören lassen und muß nun wohl erlöst sein.

Nach E. Meier.

## Die gespenstischen Kapuziner der Barbarakirche

### 1.

In der Barbarakirche (S. 46) zeigen sich neben der weißen Frau auch gespenstische Kapuziner. In der ersten Zeit nach Einstellung der Wallfahrt (um die Mitte des 16. Jahrhunderts) besuchte eine Frau von Reichenbach im Murgtal mit ihrem Kinde das bereits verfallene Gotteshaus. Unter dem Schwibbogen stand ein Kapuziner mit langem, weißem Barte im Chorhemd; er hatte einen kleinen Kübel vor sich und winkte der Frau, hinzukommen. Mit Geschrei lief das Kind davon, und im ersten Schrecken folgte ihm die Mutter; aber draußen

fiel ihr ein, daß in dem Kübel Geld sein könnte. Sie ging daher in das Gebäude zurück; allein Mönch und Kübel waren verschwunden.

Derselbe Kapuziner sitzt zuweilen in seiner Kutte an der Kirche, und ein anderer, der die Kapuze tief ins Gesicht gezogen hat, gesellt sich dort nachts zu den Vorübergehenden und leuchtet ihnen mit einem blauen Lichte.

Ein anderer gespenstischer Kapuziner kam drei Mittage nacheinander zu einem Mann nach Pfaffenrot und hieß ihn mit in die Barbarakirche gehen. Dort könnte er eine Geistererlösung vollbringen und reich werden, wenn er sich vor nichts fürchte, jeden mit „Du“ anrede und bei allem, was man ihn tun heiße, dem Begehrenden erwidere: „Tue du es selbst!“ Beim dritten Male ging der Mann mit; aber als er aus dem Gewölbe einen feuerspeienden Kapuziner gegen sich kommen sah, entfloh er mit Entsetzen, während der andere Kapuziner verschwand.

## 2.

Auch der Kapuziner, welcher die heilige Barbara verraten hat\*, spuckt ohne Kopf in der Kirche und deren Umgebung. Eines Tages im Advent sah der zwölfjährige Sohn des Langensteinbacher Wundarztes den Kapuziner im Wald auf der Erde sitzen. Derselbe trug eine graue Kutte, und der obere Teil seines Halses war ganz blutig, wie bei einem frisch Enthaupteten. In der Meinung, es wolle ihn jemand fürchten machen, versuchte der Knabe seinen Hund auf die Gestalt zu hetzen; allein das Tier zitterte vor Angst und ging nicht von der Stelle. Plötzlich bemerkte der Knabe den Kapuziner nicht mehr. Aber als er eine Strecke fortgegangen war, sah er ihn auf einem Markstein stehen und mit den Händen einen jungen Eichenast ergreifen, an dem er sich dann hin und her schaukelte. Voll Grausen eilte der Knabe nach Hause und erzählte alles, was ihm begegnet war, worauf sein Vater und ein anderer Mann mit ihm zu dem Markstein gingen. Auf diesem saß jetzt der Geist; aber nur der Knabe konnte ihn sehen. Um sich von der Gegenwart des Kapuziners zu überzeugen, griff der Wundarzt an dem Markstein herum; allein er fühlte nichts von dem Gespenste, obgleich er es, wie ihm sein Sohn sagte, häufig berührte. Auf einmal gab dasselbe dem Knaben einen Backenstreich und verschwand, worauf die drei nicht säumten, den Rückweg unter die Füße zu nehmen. Nach B. Baader.

\* Siehe den Abschnitt: Von Klöstern, Kirchen und frommen Stiftern.

## Ein Geisterbanner

In dem badischen Dorf Grünwettersbach, das bis zum Jahre 1806 zu Württemberg gehörte, lebte von 1786–1794 der Pfarrer Johann Ulrich Maier, welcher zwar einen kleinen Körper, aber einen großen Geist hatte. Als ein „Dreizehnschüler“ verstand er die Zauberkünste vollkommen; er besaß auch viele Werke darüber, namentlich das sechste und siebente Buch Moses. Letzteres hatte er sich bei seinem Aufenthalt in der Maulbronner Klosterschule verschafft, indem er nachts in die Bücherei schlich und den von Doktor Faust hinterlassenen Band, der an einer goldenen Kette hing, vollständig abschrieb. Menschen und Tiere bannen, sie krank oder gesund machen, Wetter bereiten, wahrsagen und Geister berufen war ihm ein Leichtes. Doch gebrauchte er seine Kunst niemals zu bösen Zwecken. In der Christnacht pflegte er alle seine Pfarrkinder in Nebelgestalt an sich vorbeiziehen zu lassen, wobei diejenigen sich legten, die im kommenden Jahre starben.

Am meisten zu schaffern machte ihm der Geist eines Kapuziners, welcher in und bei der Kirche sowie im Pfarrhaus umging. (Der Gottesdienst zu Grünwettersbach wurde nämlich früher, als es noch katholisch war, häufig von Kapuzinern versehen, und zwei derselben sind im Kirchturm, da wo die ausgehauenen Köpfe sich befinden, eingemauert.) Dieses Gespenst fürchtete zwar den Pfarrer nicht wenig und wartete ihm des Viehes; aber in mancher Nacht band es auch Pferde und Rühle im Pfarrstalle los und trieb sie in den nahen Grasgarten oder in die Hecken des Waldes. Ueberdies neckte es das Gespenst auf vielfältige Weise, ohrfeigte zuweilen nachts den läutenden Mesner oder den Nachtwächter und lärmte öfters im Kirchturm dergestalt, daß die Bewohner der benachbarten Häuser nicht schlafen konnten.

Nachdem Maier den Geist wegen dieser Streiche mehrmals vergebens gezüchtigt hatte, beschloß er, ihn aus dem Orte zu verbannen. Zu diesem Zwecke ließ er sich zwischen elf und zwölf in der Christnacht vom Küster in die Kirche leuchten, wo er den ihm ausweichenden Kapuziner bis ganz oben in den Turm verfolgte. „Was willst du?“ sprach hier das Gespenst, welches nicht mehr weiter konnte; „du bist selbst nicht rein und hast einmal deinem Vater einen Groschen gestohlen!“ „Damit habe ich Papier gekauft und Gottes Wort darauf ge-

schrieben!" gab der Pfarrer zur Antwort und brachte dadurch den Geist zum Schweigen. Dann beschwor er ihn, aus dem Dorfe zu weichen. Unter einem heftigen Knall fuhr der Kapuziner zum Turme hinaus; und damit er ja nicht wiederkehre, setzte Maier noch eine Inschrift über die Pfarrhaustüre.

Als Maier's Todestag herangekommen war (welchen er, gleich demjenigen seiner Frau, vorhergesagt hatte), legte er sich in seinen fertigen Sarg und befahl dem Vikar und dem Schulmeister, seine Zauberbücher in der Waschküche zu verbrennen. Diese Männer wollten aber solche seltene Werke behalten, weshalb sie dieselben beiseite schafften und dem Pfarrer meldeten, sein Befehl sei vollzogen. Doch der erwiderte: er wisse wohl, was vorgegangen sei, und sie sollten ihm augenblicklich gehorchen. Da verbrannten sie die Bücher bis auf zwei. Erst als er ihnen drohte, daß sie ihre Unfolgsamkeit mit dem Leben bezahlen würden, überlieferten sie erschreckt auch diese beiden letzten Schriften dem Feuer. Sie verbrannten, gleich den übrigen, sehr langsam. Nachdem dies geschehen war, verschied der Pfarrer, noch nicht 43 Jahre alt, zum großen Leidwesen seiner Gemeinde, und er wurde an der Kirche neben seiner Frau und seinen zwei Kindern begraben.

Nach B. Baader.

## Gespensstische Nonnen

Zu Weißenstein im Nagoldtal war vor Zeiten ein Frauenkloster; aber es ist längst zerfallen, und auf seinem Platz ist die Herrscheuer erbaut worden, welche auch nicht mehr steht. Aus dieser kamen oft gespensstische Nonnen in ihrer weißen und schwarzen Ordenstracht auf die Wiesen an die Nagold hinunter, wo sie manchmal bei Nacht, manchmal bei Tag sich sehen ließen. Im ganzen waren es ihrer neun; aber man sah stets nur drei beisammen. An dem Bildstock\* knieten sie in den heiligen Zeiten oft stundenlang und beteten. Wenn man sie in Ruhe ließ, taten sie niemand etwas zu Leide. Aber einen Mann, der ihnen von der Brücke zurief, sie sollten ihn nach Dillstein begleiten statt hier umherzuschlendern, warfen sie ins Wasser und verkratzten ihm Gesicht und Hände.

Nach B. Baader.

\* Siehe den Abschnitt: Von Bildstöcken und Steinkreuzen.

## Die Kapuziner in Pforzheim

Lange Zeit hindurch flogen alljährlich an einem bestimmten Tage drei Raben auf das Dach der Pforzheimer Schloßkirche. Nachdem sie vierundzwanzig Stunden dort gefressen, kamen zu der Kirche drei Kapuziner, öffneten sie mit einem Schlüssel, gingen hinein und schlossen die Türe wieder zu. Sobald die Kapuziner in der Kirche waren, flogen die Raben davon. Die Mönche aber untersuchten dann einen Platz des Bodens, ob bei ihm noch alles beim alten sei; dann knieten sie dort nieder und beteten stille. Etwa nach dreiviertel Stunden verließen sie die Kirche und verschlossen die Türe. Jedesmal machten sie es so, es mochten Leute zugegen sein oder nicht; denn sie beachteten niemand und sprachen auch miteinander kein Wort. Ob es Menschen oder Geister waren, wußte man ebenso wenig, als woher sie kamen und wohin sie gingen. In der neueren Zeit lassen sich weder die Raben noch die Mönche mehr sehen.

Nach B. Baader.

---

Gnade, du, nicht in Zeit,  
Nein, in Unendlichkeit;  
Immer erneut!  
Herr Gott, wir danken dir,  
Herr Gott, dich loben wir  
Ewig wie heut'!      Alter Lobgesang.

\* \* \*

# Von unseligen Geistern und gebannten Schätzen

Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden,  
Da sie die Motten und der Rost fressen  
Und da die Diebe nachgraben und stehlen.  
Sammelt euch aber Schätze im Himmel,  
Da sie weder Motten noch Rost fressen  
Und da die Diebe nicht nachgraben noch stehlen!  
Denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz!

Aus der Bergpredigt.

## Rockertweible und Rockenweibchen

Unter diesen Namen gehen im Murgtal zwei Sagenwesen, die ursprünglich nichts miteinander gemein hatten. Die erste der folgenden Sagen hat als Kern den falschen Eidswur einer ebersteinischen Gräfin; in der zweiten haben sich letzte Spuren alten Götterglaubens erhalten: Anklänge an Frau Holle, der Spinnerinnen freundlich-gestrenge Herrin. Als sie später das „Rockenweibchen“ ward und mehr und mehr in den Kreis des Menschlichen hinabsank, lag es nahe, daß die umgehende Gräfin im Glauben des Volkes mit jener älteren Gestalt verschmolz, wobei ihre ursprünglich menschenfreundlichen Züge schwanden. Der Umstand, daß man Frau Holle früher nicht selten auch mit dem wilden Heer umziehen ließ, mag diesen Vorgang begünstigt und unterstützt haben.

### 1.

In Loffenau, Reichental, Gernsbach und noch weiter hinauf im Murgtal weiß man nichts vom ewigen Jäger; dagegen spricht man hier um so mehr von dem Rockertweible, das von dem Walde „Rockert“ seinen Namen hat. Dieser liegt auf dem rechten Murgtalhang unterhalb der Teufelsmühle, zwischen Reichental und Lautenbach. Wenn das Rockertweible durch den Forst geht, macht es ein Geräusch,





Der Schwur im Rockertwald

wie wenn eine Dlmühle klopft. Dieses Klopfen soll übrigens immer ein fruchtbares Jahr anzeigen.

Über die Herkunft des gespenstischen Wesens aber erzählt man folgendes: Nach dem Tode eines Grafen von Eberstein sprach dessen Witwe den Rockertwald, welchen die Gemeinden Scheuern, Hilpertsau und Reichental besaßen, zu eigen an. Es ward ein Manngericht von Grafen und Rittern berufen, vor dem die Gräfin in dem Wald beschwören sollte, daß er ihr Eigentum sei. Da sie dies mit Wahrheit nicht konnte, sich aber auch keines Meineids schuldig machen wollte, versteckte sie in den Federbusch ihrer Haube einen Löffel (damals auch „Schöpfer“ genannt), tat in ihre Schuhe Erde aus ihrem Burggarten und schwur dann vor dem Gericht: so gewiß der Schöpfer über ihr sei, so gewiß stehe sie auf eigenem Grund und Boden. Da ward ihr der Forst zuerkannt; aber sie starb nach wenigen Tagen und geht seitdem, zur Strafe für ihr Unrecht, in der Gegend um, besonders im Rockert und auf der angrenzenden Gättelwiese. Sie wird das Rockertweible genannt und erscheint mit einem Gebund Schlüssel und in der schwarzen Kleidung, die sie seit dem Tode ihres Mannes trug; der Rock nebst dem Nieder ist von Seide, die Haube von Sammet und mit einem schwarzen Federbusch geschmückt.

Zuweilen fährt sie in einer vierspännigen Kutsche, gewöhnlich aber geht sie zu Fuß, wobei sie manchmal von vielen Hunden begleitet ist, mit welchen sie das Wild hegt. Sie ruft ihnen häufig; noch öfter aber schreit sie wehklagend: „Hu! hu!“ Mädchen, die Laub oder Gras holen, hat sie schon die Körbe aufgeholsen, worauf sie binnen Jahresfrist gestorben sind. Einige Mal hat sie sich auch auf die Körbe gesetzt und sich bis an die Häuser der Mädchen tragen lassen.

Ein Schneider aus Obertsrot im Murgtal hörte nachts beim Heimgehen von Lautenbach die Gräfin rufen und fing an, laut zu schimpfen. Da faßte sie ihn am Arm und führte ihn gewaltsam durch Hecken und Stauden auf den Lautenfelsen, wo er bleiben mußte, bis er am Morgen von Vorübergehenden heruntergeholt ward.

In dem Dörfchen Scheuern bei Bernsbach saß eines Abends ein Mann am Fenster und machte Weiden zurecht. Da kam das Rockertweible, hatte ein groß Gebund Schlüssel bei sich und mehrere Hunde, die es beständig lockte: „Hu dock! Hu dock, dock, dock, dock!“ Der Mann wußte nicht, was er machen sollte und warf eine Weiden-

rute zum Fenster hinaus. Die nahm das Rökertweible, band sie sich um den Leib und ging fort.

Ein anderes Mal kam — so erzählte man früher in Loffenau — ein Mann durch das Murgtal und hörte am Fuße des Rökertwaldes auf einer Wiese das Rökertweible jagen. Da rief er ihm zu: „Altes Schindluder, gib mir ein Stück von deinem Jagdrecht!“ Zum Glück war eine Heuscheuer in der Nähe, in welche sich der Mann eilig flüchtete, sonst hätte es ihm schlimm ergehen können. Wer nämlich unter dem Dache ist, über den haben die Geister keine Macht mehr. Am andern Morgen aber lag vor der Scheuer ein ganzer Haufen „Beiner“ von Wild und Vieh, womit das Rökertweible nach ihm geworfen hätte.

Anderere Leute, welche die Gräfin beleidigten, hat sie in den Gumpen getaucht; oder sie hat sich ihnen auf den Rücken gesetzt und sich den Berg hinauf oder hinab bis an den Bach tragen lassen, wo sie dann wie ein Malter sack ins Wasser gefallen ist.

In einer regnerischen Nacht kam sie im Rökert zu drei Wilderern, die an einem Feuer saßen, und stellte sich an dasselbe, um ihre nassen Kleider zu trocknen. „Pack dich fort!“ rief einer von ihnen. Aber augenblicklich ward er von ihr ergriffen und durch dick und dünn fortgeschleift, daß er vier Stunden von dem Wald von Dornen zerkratzt in Ohnmacht gefunden wurde.

Als ein andermal einige Wilderer auch ein Feuer in diesem Walde angemacht hatten, da hörten sie erst aus der Ferne ein wildes Jagen und Hetzen, und dann kam das Rökertweible selbst zu ihnen her mit drei Hunden, denen die Zunge aus dem Maule hing. Es stellte sich über das Feuer, sah die erschrockenen Männer eine Weile an, lachte hell auf und ging weiter. Als die Wilderer wieder zu sich kamen, fehlte dem einen der Hut, dem andern das Gewehr, dem dritten das Messer.

Manche Wanderer hat sie irreführt, dagegen auch manchen Verirrten wieder auf den rechten Weg gewiesen. Nicht jedes Jahr läßt sie sich sehen; wann sie aber erscheint, dann gibt es Frucht und Heu in Hülle und Fülle.

Nach B. Baader und E. Meier.

## 2.

Steht in der vorigen Sage die gespenstische Seite im Vordergrund, so offenbart die folgende (jedenfalls uralte) Ueber-

lieferung eine menschenfreundlichere Auffassung. Um die Mitte des letzten Jahrhunderts ward im Volke noch vom „Rockenweibchen“ erzählt, das in einer unterirdischen Kammer des Rockertfelsens wohnen sollte. Ein Bergweiblein war es, zwar nicht jung und nicht schön, aber freundlich und dienstfertig über die Massen. Es kam oft des Abends in die Spinnstuben der umwohnenden Landleute und erzählte dem jungen Volke seltsame Mären; wo es einkehrte, da drehten sich die Spulen noch einmal so rasch, und nirgends ward ein feinerer Faden gesponnen. Wie ein Nachklang des altgermanischen Glaubens an Frau Holle mutet das nachfolgende Gedicht von Karl Simrock an, dem das Gewand der mittelalterlichen Nibelungenstrophe noch einen besonderen Reiz verleiht:

## Brauthemd und Totenhemd

Zu Eberstein im Schlosse, so lange der Burgvogt wacht,  
Da drehen sich und weisen die Spindeln in der Nacht;  
Die armen Mägde nicken, die Müdigkeit bezwingt,  
Und fahren auf erschrocken, wenn fern ein Pförtlein klinget.

„Der Vogt, der Vogt! Wie ist doch der Vogt ein harter Mann!  
Wir haspeln ihm und spinnen zugleich, das niemand kann.  
Wär nicht das Rockenweibchen, wir selber könnten's nicht,  
Doch schilt er immer, gönnet uns nie ein freundlich Gesicht.

Das Rockenweibchen half uns mit manchem glatten Strang,  
Auch kann sie schöne Märchen erzählen Nächte lang.  
Von Elfen und von Zwergen und von Frau Holla's Reich:  
Da füllen sich die Spulen, die Fäden fließen fein und gleich.“

Zu Eberstein im Schlosse dient' eine arme Magd,  
Die hätte sich dem Gärtner, dem schlanken, nicht versagt.  
Doch wird der Vogt dem Pärchen gestatten Eheglück?  
Wie oft sie ihn beschworen, ein Nein scholl immer zurück.

Einst schien er guter Laune, das merkt schön Klärchen sich,  
Den Weigernden bestürmend mit Bitten flehentlich.  
Da führt er sie ans Fenster und fragt mit bitterm Hohn:  
Kennst du das Grab da drüben? Die Arme sprach: „Ich kenn es schon!“

Das Grab ist meiner Eltern, ist meiner Mutter Grab.“  
Und helle Tränen hüpfen die Wangen ihr herab.  
„Wie kann sichs besser fügen?“ versetzt der arge Vogt,  
„Gehst du nicht um mit Lügen, wie ihr mich öfter belogt,

So wächst dir aus dem Grabe das Glück durch deinen Fleiß.“ —  
„Nur Nesseln seh ich wachsen und blühen rot und weiß.“ —  
„Schon recht, aus diesen Nesseln, wenn du es recht beginnst,  
Läßt sich ein Faden drehen, ein wunderfames Gespinnst.

Doch Tränen müssen rinnen, daß du den Faden tränkst,  
Die wirfst du wohl gewinnen, wenn du der Eltern denkst.  
Dann web' aus diesen weißen das Totenhemd für mich,  
Und aus den roten magst du das Brauthemd weben für dich.

Bist du erst Frau, das Spinnen ist dann auf einmal aus,  
Dann kommen andere Sorgen für Tisch und Bett und Haus.  
Drum sollst du mir erst weben die beiden Hemden fein;  
Eh' ich die fertig sehe, geb ich den Willen nicht drein.“ —

So ging er fort hohnlachend von der bestürzten Maid;  
Sie fand sich kaum die Stufen herab im Herzeleid.  
Da kam sie zu dem Grabe, an Hoffnung ganz verarmt,  
Sie warf sich hin mit Schluchzen, es hätt' ein Stein sich erbarmt.

Und als die Sterne blinkten vom tiefen Himmelsdom,  
Noch lag sie auf den Knien, noch floß der Tränen Strom,  
Da fühlt sie sich die Stirne berührt von sanfter Hand:  
Das war das Rockenweibchen, das freundlich neben ihr stand.

„Geh heim, du arme Dirne, geh und vertraue mir!  
Dir soll geholfen werden: die Hemden spinn ich dir.“  
Da raufte sie die Nesseln und fügte Hauf zu Hauf,  
Dann lief sie schnellen Schrittes den Rockenfelschen hinauf.

Nun sah man alle Morgen dort überm Bett der Murg  
Das Rockenweibchen sitzen vor ihrer Felsenburg;  
Sie ließ das Rädchen schwirren und sang ein Zauberlied;  
Es wähnt der Vogt zu irren, als er die Spinnende sieht.

Da ritt er hin und fragte: „Was schaffst du Alte da?  
Du spinnst dir wohl ein Brauthemd?“ Da sprach die Elfin: „Ja,  
Ein Brauthemd und ein Totenhemd, Herr Vogt, wenn Ihr  
erlaubt.“ —

„Der Flachs ist schön, den hast du wohl mir vom Felde geraubt?“

„Nicht also“, sprach die Alte, „gewachsen ist er dort,  
Wo Ihr begraben liehet das ärmste Paar im Ort.“  
Nicht weiter mocht er fragen; die Antwort klang so schlimm;  
Er sorgt, es würde schlimmer: da ritt er heimwärts im Grimm.

Wohl riet ihm auch die Sorge: Lenk ein, eh dich's gereut,  
Laß Stolz und Härte fahren, ich mahne dich noch heut!  
Doch immer widersprachen ihm Hochmut und Verdruß:  
Er schwankte hin und wieder und kam zu keinem Entschluß.

Darauf am andern Morgen, als er beim Deckelglas,  
Den Unmut scheuchen wollte, der ihm im Nacken saß,  
Wer trat da in die Türe? Schön Klärchen ist's fürwahr,  
Die Hemden in den Händen, aus Nesseln zierlich und klar.

Da wärd ihm schwer im Herzen und dunkel vor dem Blick;  
Doch hofft er wegzuschmerzen das dräuende Geschick:  
„Hör, Klärchen, ich gedachte dich immer selbst zu frein,  
Zu alt ist dir der Buhle: so will ich Brautführer sein.

Und morgen ist die Hochzeit.“ Und als der Morgen kam,  
Die Braut zur Kirche führte der frohe Bräutigam,  
Der Segen ward gesprochen — da scholl es dumpf und bang:  
Das war die Totenglocke, die für den Burgvogt erklang.

Karl Simrod.

## Knorr

Im unteren Murgtal ging früher ein Geist um, der im  
Volke Knorr hieß und dessen Erscheinen ein fruchtbares Jahr versprach.

Bei seinen Lebzeiten war Knorr Zollbeamter im badischen Murgtal,  
wo er einen hohen Zoll auf die Frucht legte und dadurch die Leute

schwer bedrückte. Zur Strafe dafür mußte er nach seinem Tode umgehen, besonders zu Gernsbach in seinem Hause, in der daranstoßenden Gasse und auf der Murgbrücke. Er zeigte sich vom Abendgelaute bis zur Frühglocke in allerlei Gestalten: als Jäger, als altes Weib mit langen, herabhängenden Haaren, als Bär, Stier, Pferd, Esel, Schwein, Bock, weiße Ziege, Schaf, Katze, Gans, große Schlange und Bergbund. Die Leute zu foppen, war seine Gewohnheit; daher tat man am besten, stillschweigend an ihm vorbeizugehen, damit er keine Gewalt über einen bekam.

Eine Gernsbacher Frau, der er sich als Esel über einen Waldpfad legte, wollte ihn schimpfend mit den Füßen wegstoßen. Da sprang er ihr auf den Rücken und ließ sich von ihr in die Stadt tragen.

Beim Heimgehen nach dem Ausrufen sah einmal der Weißenbacher Nachtwächter am Pfarrhaus ein Gebund Berg liegen. Er hob es auf und wollte es unter seinen Rock stecken. Da bemerkte er, daß das Berg ein Paar Augen bekam. Nun war ihm klar, daß er den Knorr in Händen hatte, und eilig warf er das Gebund weg.

Vor manchen ist er auch schon im Zickzack hergelaufen, viele sind von ihm irreführt, mehrere gehorfeigt und andere mit Gewalt in die Murg gestellt worden.

Nach B. Baader.

## Umgehende Feldmesser

Im Albtale geht in den heiligen Nächten ein Geisterzug von Marxzell bis zur Wattmühle hin und her. Vier Männer, deren jeder ein Licht trägt, führen in ihrer Mitte einen nackten Mann, aus dessen Leib vom Hals bis zu den Füßen Feuer hervorscheint, besonders an den Rippen. Ein sechster Mann schreitet in kleiner Entfernung neben her; er trägt ein blaues Licht und kann erlöst werden. Die fünf andern sind unter sich in großem Streit begriffen und schlagen heftig aufeinander los, vornehmlich auf den Mann, der in ihrer Mitte geht. Sie waren bei ihren Lebzeiten betrügerische Feldmesser und der Nackle ihr Anstifter, weshalb die andern ihm nun Vorwürfe machen und Rache an ihm nehmen.

Nach B. Baader.

## Der feurige Mann bei Ellmendingen

Auf dem Felde zwischen Ellmendingen und Nöttingen geht in den heiligen Nächten ein feuriger Mann um, der manchmal auch als schwarzer Hund erscheint. Einst fuhr dort, tief in der Nacht, ein Bauer von Stupferich, der mittels des siebenten Buches Moses sich gegen Geister zu schützen wußte. Als er den feurigen Mann sah, rief er ihm, herbeizukommen. Der kam auch und setzte sich hinten auf die Langwied des Wagens, worauf der Bauer ihn fragte, warum er umgehe und ob er zu erlösen sei. Da antwortete das Gespenst: „Ich habe bei meinen Lebzeiten Waisenkinder um die dreiviertel Morgen dort betrogen, und deshalb gehe ich jetzt ohne Hoffnung auf Erlösung daselbst um; und solange Gott „Gott“ heißt, muß ich auf dem Platze „Geist“ heißen.

Nach B. Baader.

## Der dicke Amtmann

In Pforzheim war ein Beamter, der wegen seiner Fettigkeit nur der dicke Amtmann genannt wurde. Seinen Dienst verwaltete er so übel, daß er, als ihm eine Untersuchung drohte, in den Hohbergswald flüchtete und sich dort im Kuhloch erhängte. Von einem Jägerbursch, welcher gleich nachher hinkam, ward er abgeschnitten und wieder ins Leben gebracht. Durch Geld und gute Worte bewog der Amtmann seinen Retter, die Sache geheim zu halten; aber nach zwei Monaten erhängte er sich in seinem Wohnhause. Darin mußte er nun Nacht für Nacht umgehen, wobei er einmal dem Hauseigentümer, der ihm aufpaßte, ein paar derbe Ohrfeigen gab. Ein anderer Mann fragte ihn, als er auf dem Gang vor dessen Stube hin und her wandelte, wer er sei, und erhielt die Antwort: „Der dicke Amtmann!“ „Gib mir deine Hand, damit ich sehe, ob du wahr gesprochen!“ erwiderte jener, und darauf der Geist: „Da würde ich deine Hand übel zurichten; reiche mir etwas anderes her!“ Der Mann hielt ihm ein kleines Brett hin; darauf legte der Geist seine Hand und erwies sich durch deren Abbild, das sich sogleich einbrannte, als der dicke Amtmann.

Nachdem die Spukerei gegen zwanzig Jahre gewährt hatte, ließen die Hausleute den Synagogendiener kommen, welcher mit dem



siebenten Buch Moses genau bekannt war. Aus demselben beschwor der Jude das Gespenst und zwang es, in Gestalt eines kleinen, schwarzen Hundes in einen Sack zu schlüpfen. Diesen trug er dann auf das Feld bei dem Hohberg, wohin er den Geist bannen wollte. Aber auf seine Bitte brachte er ihn in das Kuhloch und wies ihm dort seinen Bezirk an. Hier zeigt sich der dicke Amtmann im grauen Ueberrock, mit weißer Schlafmütze und grünen Pantoffeln noch heute; die Vorübergehenden führt er zuweilen irre; auch hat er schon manchen, die ihn neckten, tüchtige Ohrfeigen gegeben.

Nach B. Baader.

## Der dicke Amtmann

Im Hohbergwald zur Abendzeit  
Verirrten zwei vom Pfade weit,  
Den Heimweg sie nicht finden.  
Es stöhnt und flirrt,  
Es pfeift und sirt  
So in den Abendwinden.  
  
Es faucht und kraucht,  
Und hier, da schau —  
Den zweien wie im Fieber  
Geht grau mit weißer Zippelmütze  
Des Amtmanns Geist vorüber.  
  
Der Amtmann saß im Oberamt  
Dereinst, so streng als dick.  
Sein Büttel hatte im Vollzug  
Der Strafen groß Geschick.  
  
Er kannte sie nach Art und Maß,  
Hat treu sein Amt versieh'n,  
Und meistens folgte dem Verdikt:  
„Herr Amtmann, schon gescheh'n.“  
  
Die Sünder hat dem Volk zur Lust  
Er öffentlich gebläut,  
Geschrei und Lachen klang davon  
Im kleinen Städtlein weit.

Der ungetreue Amtmann hing  
Sich einst mit eigener Hand.  
Doch als man seine Leiche barg,  
Er selbst am Fenster stand.

Und Nacht für Nacht, an zwanzig Jahr,  
Ging er im Hause um  
Und plagte Hauswirt, Knecht und Magd,  
Die nahmens endlich krumm.

Der Jude Hayum ward zitiert.  
Aus Moses siebtem Buch  
Zwang nach dem Hohberg er den Geist  
Durch mächt'gen Bannungspruch.

Dort führt er jetzt die Leute irr  
So lang ihm Irren frommt. —  
Dem wilden Bub die Mutter droht:  
„Der dicke Amtmann kommt“!

B. Langhammer.

## Der Müller von Göttelfingen

Der Müller von Göttelfingen im Schwarzwald hatte bei Lebzeiten die Leute vielfach ums Korn betrogen. Zur Strafe dafür bekam er im Grab keine Ruhe, sondern geisterte in der Mühle. Bei seiner Beerdigung hatte er mit der Zipfelmütze auf dem Kopf und mit der Pfeife im Mund zum Bühnenladen hinaus seinem Sarge nachgesehen. Später sah man ihn rauchend hinter dem Ofen sitzen. Um seiner los zu werden, holte man einen Kapuziner, der ihn bannen sollte. Dieser zog um die in der Stube Anwesenden einen Kreis mit Wasser. Darauf hörte man Wagengerassel das Tal herauf und auf der Stiege Tritte und Gepolter von zwei Männern. Daraufhin erschien der Geist als Pudel. Der Kapuziner wies ihn weg und befahl ihm, in kleinerer Gestalt wieder zu kommen. Jetzt erschien er als Rabe und schließlich, auf des Kapuziners erneuten Befehl, als Käfer. So konnte ihn der Mönch in eine Schachtel bannen und forttragen. Der Geist flehte, man möge ihn wenigstens an eine Stelle tun, von wo aus er die Mühle sehen

könne. Darum brachte ihn der Kapuziner unter einen Felsen in einer nahen Schlucht. Später brach man aus diesem Felsen Steine. Dadurch wurde der Geist wieder frei und spukte aufs neue in der Mühle, bis ihn der Kapuziner wieder hinausbannte. Nach Rudolf Kapff.

## Der ewige Jude

In der Hohen Dohle, die man auf dem Wege von Wildbad zur Enachmühle am obersten Talhang des Eibergs durchschreitet, geht zur mittlernächtlichen Stunde der ewige Jude um. Ein schwarzer Mantel verhüllt die gebückte Gestalt; bleich und hohlwangig ist das Gesicht, todernst blicken die Augen; die Rechte umklammert einen knorrigen Stock. Wem er im finstern Wald begegnet, der braucht sich jedoch nicht zu fürchten; denn der ewige Jude tut niemand etwas zu leide. Er hilft nur Gutes schaffen. Bei Lebzeiten hat er den Heiland, als er auf dem Leidensweg nach Golgatha unter der Last des Kreuzes vor seinem Hause zusammenbrach, mit dem Fuß in die Seite gestoßen. Seither treibt ihn die Reue über diese Tat ruhelos durch die Welt.

Nach Pfau.

## Der ewige Jude

Ich wand're sonder Rast und Ruh',  
Mein Weg führt keinem Ziele zu;  
Fremd bin ich in jedwedem Land  
Und überall doch wohlbekannt.

Tief in dem Herzen klingt ein Wort,  
Das treibt mich fort von Ort zu Ort;  
Ich sprach's nicht aus, nicht laut, nicht leise,  
Sollt ew'ge Ruh' auch sein der Preis.

Es wärmt mich nicht der Sonne Licht,  
Des Abends Tau, der kühl't mich nicht;  
Ein grauer Nebel hüllt mich ein  
In ewig gleichen Dämmerchein.

Kein Mensch sich je zu mir gesellt,  
Es lacht kein Blick mir in der Welt,  
Kein Vogel singt auf meinem Pfad,  
Ob meinem Haupte rauscht kein Blatt.

So zieh' ich Tag und Nacht einher,  
Das Herz ist voll, die Welt so leer;  
Ich habe alles schon gesehn  
Und darf noch nicht zur Ruhe gehn . . . .

Wilh. Müller.

## Der Mann im Monde

Im vorderen Schwarzwalde, in der Umgegend von Calw und Liebenzell, erzählen sich die Leute, daß die dunklen Flecken, welche man im Vollmond sieht, von einem Mann herrühren, der in den Mond verwünscht worden ist. Dieser Mann stahl am Sonntage, wo er wähnte, daß die Jäger und Forstleute nicht im Walde wären, ein „Büschele“ Besenreiser und trug es auf dem Rücken heim. Da begegnete ihm aber im Walde ein Mann, und das war der liebe Gott. Der stellte ihn zur Rede, daß er den Sonntag nicht heilig halte, und sagte, daß er ihn dafür bestrafen müsse. Er dürfe sich jedoch die Strafe selbst auswählen: ob er in den Mond oder in die Sonne verwünscht sein wolle. Darauf versetzte der Dieb: „Wenn es sein muß, so will ich lieber im Monde erfrieren als in der Sonne verbrennen.“ So ist er mit seinem Bündel Besenreiser auf dem Rücken in den Mond gekommen, und man nennt ihn gewöhnlich das „Besenmännle“.

Einige erzählen auch: Damit das Besenmännle im Mond nicht erfriere, habe ihm der liebe Gott das Holzbüschele auf dem Rücken angezündet, und das brenne jetzt noch immer fort und werde nie erlöschten.

Nach E. Meier.

## Junker Marten

Auf dem Schloßbuckel bei Singen stand vor Zeiten das Schloß Remchingen, dessen Umgebung ganz unter Wasser gesetzt werden

konnte. Darin hauste Junker Marten, ein böser Herr. Der gab einmal seinem Knecht Spreu statt Dinkelsamen zum Aussäen. Da nun daraus keine Frucht entstand, ließ der Junker den Knecht einmauern, daß derselbe verhungert wäre, wenn nicht eine Schloßmagd sich seiner erbarmt hätte. Durch ein kleines Loch in der Mauer gab sie ihm täglich zu essen und zu trinken und erhielt ihn so sieben Jahre. Endlich ward es Marten inne. Da steckte er an der Spitze seines Degens einen Wecken in das Loch, und als der Knecht darnach schnappte, tötete er ihn durch einen Stich in den Mund.

Wegen dieser Untat — auch weil er oft freventlich geäußert: die Jagd sei ihm lieber als der Himmel, und Gott möge ihn nur ewig jagen lassen — muß Junker Marten seit seinem Tode als Jäger umgehen. Bald jagt er mit seinen Hunden, welche Halsbänder mit Kollschellen tragen, in Feld und Wald, besonders im Junker- und Bannforste; bald fährt er in einer von Rappen gezogenen Kutsche; bald streift er, gleich dem wilden Jäger, mit seinen Rüden durch die Lüfte, wobei sein Hehruf und das Gebell und Geschell der Hunde weit und breit gehört werden. Einem Fischerknaben, welcher in einer Mondnacht dem Geiste begegnete und ihn irrthümlich als den Förster begrüßte, hat er keine Antwort gegeben, einen Mann aber, der ihn zu beleidigen wagte, in die Pfingz geworfen.

Junker Martens Grabstein stand anfangs in der jetzt längst verschwundenen Remhinger Peterskirche, dem Erbbegräbnis seines Hauses. Darauf war er in seiner großen Gestalt, mit Schwert, Schild und Bogen, auf einem Hund stehend, ausgehauen, und zu seinen Häupten und Füßen befanden sich noch mehrere Hunde. In der Folge, als die Kirche abgebrochen ward, kam der Grabstein nebst sechs weiteren auf den Wilferdinger Gottesacker. Aber von da wurden sie nach und nach alle gestohlen und zerschlagen, sodaß nur noch wenige Überreste von ihnen vorhanden sind.

## Junker Martens Schatz

Und so zog ich Kreis um Kreise,  
Stellte wunderbare Flammen,  
Kraut und Knochenwerk zusammen,  
Die Beschwörung war vollbracht.  
Und auf die gelehrte Weise  
Grub ich nach dem alten Schatze  
Auf dem angezeigten Platze.  
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Wolfgang v. Goethe.

Bei seinen Lebzeiten hat Junker Marten in ein unterirdisches Gewölbe seines Schlosses einen großen Schatz verborgen, welchen er heute noch hüten muß. Derselbe liegt in vielen Eisentrühen, deren zwei mit Goldstücken, die übrigen mit Silbergeld angefüllt sind.

Einst beschwor ein österreichischer Stückwarter den Geist, ihm das Gewölbe, dessen Eingang nicht sichtbar ist, zu öffnen. Nachdem er heftig mit dem Junker gekämpft und dabei manche Verletzung erhalten hatte, gelangte er zu den Trühen, aus denen er jedoch nur drei Hände voll Geld nehmen durfte. Dann mußte er rasch wieder hinausgehen.

Einem Mann zu Singen träumte einmal in der heiligen Nacht, er solle auf den Platz kommen, wo ehemals das Schloß gestanden, und dem dort liegenden Hunde die Schlüssel nehmen; dann werde der Schatz sein Eigentum. Sobald der Tag graute, begab er sich dahin und sah unter einem Holderbusch einen Pudel mit einem Bund Schlüssel im Maule. Aber er getraute sich nicht zu ihm hin, sondern machte, daß er wieder nach Hause kam.

Vormittags um halb elf Uhr gewahrten einst einige Knaben im Grase des Schloßbuckels eine große Steinplatte und hoben sie in die Höhe. Da wimmelte es darunter von Goldkäfern. Uebers Feld aber kam ein dreifüßiger Heißbock herangerannt, vor dem die Buben davonliefen. Als sie um elf Uhr wieder an den Ort kamen, waren Platte, Käfer und Bock verschwunden.

Zwei andere Knaben sahen dort auch eine Steinplatte, auf welcher altes Geld lag. Zur Seite im Grase glänzte eine Goldstange. Kaum hatte der eine etwas von dem Gelde, der andere die Goldstange genommen, so trabte ein scheckiger Hirsch herbei und scheuchte sie von dannen.

Als eines Sonntags der Pächter der Wilferdinger Ziegelhütte in die Vormittagskirche gehen wollte, kam er, ohne zu wissen wie, zu dem Schloßbuckel und sah mit Erstaunen darauf die ganze Burg stehen. Er ging hinein und traf eine weiße Jungfrau und einen schwarzen Schreiber, welche sich an einem Tische gegenüber saßen, worauf eine Schrift und ein Schreibzeug lagen. Flehentlich bat ihn die Jungfrau, die Schrift zu unterzeichnen, wodurch er sie erlöse und sich selbst zum Herrn des ganzen Schlosses mache. Aus Furcht vor dem Schreiber tat er es jedoch nicht, sondern kehrte in die Ziegelhütte zurück. Dort sah er am Mittag vier Goldwagen, deren jeder mit vier Schimmeln bespannt war, vom Schloßbuckel herkommen und vorbeifahren; seine Leute aber konnten dieses Fuhrwesen nicht wahrnehmen.

Auf dem Buckel zeigt sich nachts bald ein Licht, bald ein Feuer, bald ein schwarzer Mann, bald eine weiße Jungfrau.

## Der Schatz bei Dietlingen

Einer Frau zu Dietlingen träumte zwei Nächte nacheinander, daß in der Furche zwischen ihrem und einem benachbarten Weinberg eine weiße Frau sitze, die einen Haufen voll Geld auf dem Schoß habe. Sie erzählte dies ihrem Mann, welcher ihr riet, in den Weinberg zu gehen, wenn in der nächsten Nacht der Traum sich wiederholen sollte. Als nun dieses wirklich geschehen war, eilte die Frau noch in der Nacht hinaus, wo sie in der Furche die weiße Frau mit dem Topf voll Geld sitzen fand. Stillschweigend nahm sie ihr denselben vom Schoß und ging fort. Als sie an das Ende der Furche kam, ließ sich hinter ihr ein fürchterliches Getöse hören. Gleichwohl kam sie mit dem Gelde glücklich heim, starb aber nach Verfluß zweier Tage. Nach B. Baader.

## Pforzheimer Schätze

### 1.

Ein armer Weber in Pforzheim, der nachts über den Gottesacker bei der Stadtkirche ging, sah daselbst einen Haufen gelber Bohnen liegen und nahm sie mit nach Hause. Am andern Tage fand er sie alle in Goldstücke verwandelt und wurde so der „reiche Weber“, wie man ihn seit der Zeit zu nennen pflegte.

## 2.

Ein Pforzheimer Mann sah am Wege nach Eutingen unter einem Baum einen Haufen sehr schöner Zwetschgenkerne liegen, wovon er einige für seine Kinder einsteckte. Erst am andern Tage gedachte er ihrer wieder, und als er sie aus der Tasche zog, waren sie in blanke Goldstücke verwandelt. Augenblicklich eilte er hinaus zu dem Baum; aber da waren keine Zwetschgenkerne mehr zu sehen.

## 3.

Im Winter kam eines Nachmittags eine Pforzheimer Frau in ihren Hausgarten und sah eine Menge kleiner alter Silbermünzen im Schnee umherliegen. Stillschweigend fing sie an, dieselben aufzulesen. Da kam eine Magd und redete sie an, und sogleich versanken alle die Münzen, welche noch auf dem Boden lagen.

## 4.

In einem Hause beim Pforzheimer Roszwehr war eines Abends eine Frau allein in der Stube. Da rief ihr die Stimme eines Unsichtbaren herein: sie solle in den Keller gehen, den Hasen mit Eiern holen, der dort auf einem bestimmten Platze stehe, und seiner auch die Armen genießen lassen. Sogleich begab sich die Frau in den Keller, fand an der bezeichneten Stelle den Topf mit Eiern und nahm ihn mit sich. Am nächsten Morgen waren die Eier zu Gold geworden, wovon die Frau und ihr Mann den Armen reichlich mittheilten.

Nach B. Baader.

## Das gelbe Laub

In der Umgegend von Calw war einmal eine Frau in den Wald gegangen, um Laub zu holen. Da sah sie unter einem Baume so wunderschöne goldgelbe Blätter liegen, daß sie eine ganze Schürze voll mitnahm. Unterwegs aber wurde ihr das Laub so schwer und immer schwerer, daß sie es nur mit Mühe heimbrachte. Als sie es nun der Ziege in den Stall streuen wollte, waren es lauter Goldstücke, und die arme Frau war mit einem Male unermeslich reich.

Nach B. Baader.



## Frauenalb erhält einen Schatz

Aus der Abtei Frauenalb ward einst ein Knabe in den Wald des nahen Säggbergs geschickt, um Ameisen zu einem Krankenbad zu holen. Aber nirgends konnte er „Klemmer“ finden. Endlich kam ein Mann, wie ein Jäger gekleidet, winkte ihm mitzugehen und führte ihn zu einem großen Ameisenhaufen. Den schöpfte der Knabe in einen Sack und stellte ihn in die Stube der Pförtnerin, wo er, weil es schon Abend war, über Nacht stehen blieb. Als man ihn am nächsten Tag öffnete, fand man statt der Ameisen lauter Goldstücke, worüber im Kloster große Freude war. Noch am nämlichen Tage zog eine Prozession mit dem Buben an der Spitze auf den Säggberg, um Gott an Ort und Stelle für den Schatz zu danken; allein der Platz des Ameisenhaufens konnte nicht mehr gefunden werden. Den Knaben ließen die Klosterfrauen sorgfältig aufziehen, und von dem Gelde spendeten sie reichlich Almosen.

Nach B. Baader.

## Geister-Erlösungen

### 1.

Ein Mann in Dietlingen und seine Frau träumten drei Nächte hintereinander: sie sollten auf den Krummhellenbuckel gehen, den Geist, der bei dem dortigen Schatz umwandle, erlösen und sich damit den Schatz zu eigen machen. Aber sie dürften kein Wort reden, sich nicht umsehen und überhaupt sich durch nichts stören lassen. Nach dem dritten Traume wachten beide um elf Uhr auf, besprachen sich und gingen dann miteinander hinaus. Am Ende des Dorfes rief ihnen aus einem unbewohnten Kelterhaus eine starke Stimme dreimal halt! zu. Sie achteten jedoch nicht darauf und gelangten bald nachher auf den rebenbepflanzten Buckel. Dort kam eine weiße Frau zu ihnen, die hieß sie in den benachbarten Weinberg gehen, wo sie viel Gold finden würden. Als sie ihr nicht folgten, verwandelte sie sich in eine goldfarbene Schlange und schoß auf sie zu, während noch viele andere Tiere von fürchterlicher Gestalt erschienen und ein Krachen entstand, wie wenn alle Rebpfähle zusammenbrächen.

Trotz alledem blieben der Mann und seine Frau ruhig stehen, worauf der Lärm sich legte, die Tiere verschwanden und die Schlange wieder zur weißen Frau wurde. Diese führte das beherzte Paar an den Platz, auf dem zwei Töpfe voller Goldstücke standen. „Ihr habt mich nun erlöst“, sprach sie, „und den Schatz hier gewonnen; nehmt ihn mit nach Hause, aber bis ihr dort seid, verhaltet euch wie seither, sonst wird alles wieder zu nichte!“ Darauf nahmen die beiden Leute die Töpfe und gingen damit fort, ohne sich an das Krachen zu kehren, welches hinter ihnen von neuem begann. Aus dem Kelterhaus rief es ihnen wieder dreimal halt! zu, die Frau schüttelte darauf verneinend den Kopf und blieb fortan mit diesem Schütteln behaftet.

Nachdem sie glücklich zu Hause angekommen waren, sahen sie am Morgen auf dem Krummhellenbuckel nach und fanden alle Rebpfähle umgebrochen auf ihren Plätzen. Sieben Jahre nachher starben der Mann und die Frau zu derselben Stunde.

Nach B. Baader.

## 2.

Ein Bürger von Conweiler hatte in seinem Leben mehrfach Marksteine versetzt. Drum fand er nach seinem Tode keine Ruhe. Allnächtlich um die Geisterstunde irrte er durch das Feld mit dem Klageruf: „Wo soll ich ihn hintun? Wo soll ich ihn hintun?“ Dies hörte einst ein beherzter Mann und gab zur Antwort: „Wo du ihn genommen hast.“ Darauf sei der Geist zur Ruhe eingegangen.

Nach Ruppert.

Schwer das Herz mit Gluch beladen  
Und verstrickt in Erdendingen  
Schieden sie aus diesem Leben.  
Frieden ihrer Seele geben  
Und Erlösung kann nur bringen,  
Wen der Himmel schiekt in Gnaden.

Friedrich Hilt.

\* \* \*

# Teufel, Hexen und Gespenster

Grinsend aus der Zeiten Lauf  
Finstre Bilder steigen auf. —  
Was die Menschheit quält und schreckt,  
Was den Geist in Fesseln legt,  
Was am Tage und bei Nacht  
Schwachen Seelen bange macht:  
Wirren Aberglaubens Lehre,  
Hexentrug, Gespenstermäre  
Samt des Teufels List und Tücke —  
Schaurig spricht's aus diesem Stücke.  
Friedrich Sch.

## Was man sich ehemals vom Teufel erzählte

Der Teufel ist „ein Fürst des Lufts und der Finsternuß dieser Welt“. Manche lichte Göttergestalt der germanischen Heidenzeit hat Züge geborgt zu seinem wandelbaren, schillernden Wesen.

Wenn sich der Teufel auf der Oberwelt zeigt, so ist er gewöhnlich „grün wie ein Jäger“ gekleidet. Einmal wollte er bei einem Bauern übernachten. Als die Magd ihm abends die Stiefel auszog, erkannte sie an den Bocksfüßen, daß das kleine grüne Männlein der Teufel sei. Bei Nacht reitet er gewöhnlich auf Böcken und trägt selbst Hörner wie ein wirklicher Geißbock; außerdem ist er geschwänzt. Er sieht dann schwarz aus, rasselt mit Ketten und verwandelt sich in mancherlei Gestalten. Er geht auch zu Fuß oder fährt mit zwei Rappen.

Herbeigerufen wird der Teufel, wenn man gewisse Sprüche des sechsten und siebenten Buches Moses anwendet. Geeignete Zeiten sind die Mitternacht, die Adventswochen und der Karfreitag; wirksame Orte die Kreuzwege. Liest man die Berufungsworte wieder rückwärts, so muß der Böse weichen. Wer mit ihm einen Pakt schließt, hat ihn mit seinem Blute zu unterzeichnen. Wenn die verabredete Zeit um ist, so holt der Teufel den ihm Verfallenen unter auffälligen Erscheinungen, oder er läßt ihn eines unnatürlichen Todes sterben. Solches soll vor fünfzig Jahren im Walde bei Neuenbürg geschehen sein, wo ein dem Teufel Verschriebener von einem Wagen erdrückt wurde. Auf der Unglücksstelle sei bis heute kein Gras mehr gewachsen.

Nach E. Meier und Bohnenberger.

## Die Teufelskanzel

Wenn man von Gernsbach auf der alten Talstraße links der Murg aufwärts wandert, so steht man nach einer halben Stunde vor einer grauen, waldbedeckten Felswand, die rechts neben dem Weg senkrecht aus dem engen Tal emporstrebt. Das ist die Teufelskanzel. Hier predigte der Sage nach einst der böse Feind. Aber ein guter Engel redete von der Engelskanzel, welche auf der andern Seite des Berges unter dem Schloß Eberstein steht, zu den vom Bösen Verblendeten und leitete sie auf den Weg des Heils zurück. So schildert Eduard Brauer den Schauplatz der folgenden Sage. (Eine andere Teufelskanzel, von der eine verwandte Sage geht, liegt nach A. Schreiber am Fuß des Stausen im „Gebirg“ zwischen Baden und Gernsbach, eine Engelskanzel bei den Ruinen der Burg Eberstein. Siehe Seite 80.)

### Die Teufelskanzel

Du schauerst, Wanderer, ob dem Graus  
Rings hier in Tal und Wald umher;  
Du siehst nur Felsen, grau und schwer,  
Kein freundlich Blümlein ragt heraus.  
Du fragst, woher das Schrecknis kam?  
Das weiß die Sage wundersam  
Und treulich dir zu deuten.

Es war in alten, fernen Zeiten;  
Der Teufel hergezogen kam,  
Aufsteigend aus den heißen Fluten,  
Aus Badens tiefverborgnem Quell.  
Noch flammend von der Hölle Fluten,  
Den Blick von rotem Lichte hell,  
So bricht er auf, erklimmt die Höhn  
und heißt umher die Diener gehn,  
Daß sie versammelten um ihn  
Der Bäuerlein und Ritter viele.  
Man sah's von Schloß und Hütte ziehn,  
Als ging's zu Tanz und Waffenspiele.

Der Böse stellt sich drauf mit Neigen  
Gar sittsam auf den höchsten Stein,  
Und als die Hörer alle schweigen,  
Beginnt er leise, mild und fein  
Die Rede, süß und klug erfonnen,  
Und spricht von seines Reiches Wonnen,  
Von ew'gem Glanz und Herrlichkeit,  
Die seinen Dienern stehn bereit.  
Er weiß mit losem Trug und Spott  
Die Geister listig zu betören,  
Daß schon in mancher schwachen Brust  
Sich hebt und regt die sünd'ge Lust,  
Und spöttelnd über den lieben Gott  
Man kann viel leid'ge Worte hören. —

Da fällt's, wie lichter Wetterschein,  
Tief in den finstern Wald hinein;  
Genüber des Bösen Höllenthron  
Erklingt ein goldner Harfenton;  
Ein Engel knabe niederrauschet  
In silberleuchtendem Gewand,  
Die Palme tragend in der Hand,  
Und still bewegt die Menge lauschet.

Und wie er spricht, beginnt's zu tagen  
Wie Himmelsrot in jeder Brust;  
Sie fühlen mächtig, unbewußt  
Sich zu dem Engel hingetragen.  
Der Böse wütet bald allein  
Auf dem verlass'nen Kanzelstein;  
Er bricht empor im wilden Grimme,  
Doch süßer tönt des Engels Stimme,  
Und immer heißer wird der Drang;  
Von allen Lippen festlich klingt,  
Aus allen Herzen gläubig schwingt  
Empor sich heiliger Bußgesang. —

Der Böse mit dem Dienerchor  
Bricht in der letzten Wut hervor:

Mit Riesenkrallen gewaltig faßt  
 Er niederdonnernd der Felsen Last  
 Und schleudert die Bäume, groß und schwer,  
 Wie Blütenflocken im Tal umher  
 Und öffnet der Erde Nacht und Graus,  
 Daß schwarze Quellen fluten heraus;  
 Und fluchend schlägt er den scharfen Huf  
 Zum ewigen Zeichen tief in den Stein,  
 Und stürzt sich dröhnend mit wildem Ruf  
 In der Erde klaffenden Schlund hinein. —

Zieh schnell vorüber, o Wandersmann!  
 Noch ficht der Böse die Menschen an,  
 Und will er dich locken zur sündigen Lust,  
 So öffne dem guten Engel die Brust!

August Stöber.

## Sagen von der Teufelsmühle bei Loffenau

Diesen Namen führt einer der höchsten Berge auf der rechten Seite der Murg. Vor Zeiten hieß er Weckesberg, später auch Steinberg; beide Bezeichnungen werden indessen schon lange nicht mehr gebraucht. An seinem Abhang befinden sich sieben Gewölbe, die „Kammern des Teufels“ genannt; sie sind in Sandstein geformt und vielleicht das Werk gewaltiger Wasserströmungen. Eine Strecke weiter hinauf, auf dem Gipfel des Berges, ist die sogenannte „Teufelsmühle“ selbst. Hier liegen große Massen von Sandsteinen auf einander getürmt; einer von ihnen ist mehrere Schuh tief eingefügt. In der Nähe ist auch das „Teufelsbett“ oder „Teufelshaus“, in dem man seine Gestalt eingedrückt findet. Sie ist etwa acht Schuh lang, hat ungeheure Lenden, wie eine Wanne, und einen Kopf wie ein württembergisch Simri. Nicht weit davon liegt ein anderer Stein, der eine Vertiefung hat und des „Teufels Handscherben“ (d. i. Waschbecken) genannt wird. Hier soll der Böse nach des Tages Arbeit die Hände gewaschen haben. (Justinus Kerner.) (Siehe auch Seite 79.)

## 1.

Im Murgtale, nicht weit von Gernsbach, wohnte ein Müller. Dem ward oft das Wehr („Waag“ genannt) vom Wasser fortgerissen. Da sagte er endlich: „Ei, so wollt ich, daß mir der Teufel ein Wehr baut!“ Da stand plötzlich der Teufel da. Sie wurden einig miteinander, daß der Böse in der folgenden Nacht ein neues Wehr mit zwei Gängen bauen müsse, wofür er dann das Recht haben solle, jeden Tag eine „Seele“ auf der Sägmühle zu zersägen. Doch mußte alles vor dem ersten Hahnenschrei fertig sein, sonst sollte der Vertrag für den Müller nicht gelten. Der Teufel baute nun die ganze Nacht hindurch; die alte Frau des Müllers aber hatte sich heimlich auf einen benachbarten Hügel geschlichen, und als nur noch ein Stein fehlte, da krächte sie, worauf alsbald alle Hähne im Dorfe zu schreien anfangen. So war der Teufel geprellt.

Nach E. Meier.

Tritt hier die Beziehung zu unserem Berg etwas zurück, so steht sie in der folgenden Sage umso mehr im Vordergrunde.

## 2.

Einst hatte sich ein Müller, der sehr eigensinnig und heftiger Gemütsart war, an der Murg eine Mühle gebaut; allein die Stelle war schlecht gewählt. Das Wasser trat daselbst oft aus, und der Gang der Mühle wurde gehemmt. Dies verdross den Müller gewaltig; und als einst das Wasser von allen Seiten in seine Mühle eingedrungen war, rief er in vollem Grimm: „So wollt' ich, daß mir der Teufel eine Mühle auf dem Steinberg erbaute, die nie weder zu viel noch zu wenig Wasser hätte!“ Kaum war dieses Wort aus seinem Munde, als auch schon der Teufel vor ihm stand und sich bereit erklärte, seinen Wunsch zu erfüllen — aber nur unter der Bedingung, daß er ihm seine Seele auf ewig verschreibe. Lange kämpfte der Müller mit sich selbst, bis er endlich einwilligte. Der Böse mußte ihm vierzig sorgenlose Lebensjahre zusichern, dazu den Bau einer fehlerfreien Mühle auf dem Steinberg, die aber in der ersten Nacht, noch vor dem ersten Hahnenschrei, fertig sein müsse.

Der Teufel hielt Wort und holte nach Mitternacht den Müller ab, die neue Mühle in Augenschein zu nehmen. Der Müller fand alles in Ordnung; das Gebäude war fest und zweckvoll eingerichtet und ein starker Waldbach trieb ein oberschlächting Rad für sechs Gänge. Zuletzt

bemerkte der Müller doch, daß noch ein unentbehrlicher Stein dem Bauwerk fehle. Er machte den Teufel darauf aufmerksam, der auch alsbald forteilte, den Stein herbei zu holen. Schon schwebte Satanas mit demselben in den Lüften, gerade über der Mühle, da fing der Hahn im nahen Dorfe Loffenau zu krähen an. Ergrimmt darüber, schleuderte der Böse den Quaderstein auf die Mühle herab, stürzte ihm nach und riß brüllend dieselbe auseinander, so daß nichts übrig blieb, als ein Haufen Trümmer, die zum Teil jetzt noch den Steinberg bedecken. Davon erhielt dieser den Namen „Teufelsmühle“. Nach Alois Schreiber.

### 3.

## Die Teufelsmühle

Klaus Hahn, ein Loffenauer,  
Sprach einst: „Der beste Wind  
Weht immer doch hier oben.  
Ei, hätt' ich Geld geschwind!

Ich baute mir, poß Teufel,  
Die schönste Mühle hier . . .“  
Hui! stand vor ihm der Satan  
Und rief: „Ich bau' sie dir!

Verschreib' mir deine Seele;  
Vorm ersten Hahnenschrei  
Ist dann die Mühle fertig . . .“  
Klaus lachte: „Topp, es sei!“

Doch eh' der Bau vollendet,  
Und wenig fehlte dran,  
Da fing der Loffenauer  
Mit List zu krähen an.

Der Teufel schrie: „Das gilt nicht,  
Das hast du selbst getan!“ —  
Klaus höhnte: „Dummer Teufel,  
Mein Name ist doch Hahn!“

Der Böse schilt und zetert  
Und tobt mit wildem Graus! —  
Klaus Hahn hat seine Mühle  
Und lacht den Teufel aus.

R. Zoosmann.



## 4.

Einstmals baute sich der Teufel bei Loffenau auf dem höchsten Berge der Gegend eine steinerne Sägmühle, die noch immer die „Teufelsmühle“ heißt. Man sieht noch einen runden Mühlstein und einen langen Stein, den er weit eingesägt hat; aber er konnte ihn nicht durchbringen ohne Wasser. Da bekam er von Gott die Erlaubnis, jedesmal einen Menschen da oben zersägen zu dürfen, wenn er das Wasser für die Mühle in einem Sack hinauftragen könne. Darauf nahm er einen großen Sack, füllte ihn mit Wasser und trug ihn den Berg hinauf. Unterwegs aber begegnete ihm jedesmal ein Engel und sprach ihm so lange zu, daß er ein wenig ruhen möchte, bis er endlich nachgab und den Sack ablegte. Dann fiel dieser immer um, und das Wasser verlief, so daß er niemals seine Absicht erreichte.

Anderere sagen: sobald der Teufel sich ausgeruht, sei ein Böglein gekommen und habe ein Loch in den Sack gepickt, und auf die Art sei das Wasser stets ausgelaufen.

Nach E. Meier.

## 5.

Etwas abweichend wird diese Sage von Bernhard Baader (1851) erzählt; da dieser Sammler einer anderen Überlieferung folgt und neue Ortschaften nennt, so sei seine Aufzeichnung hier auch noch wiedergegeben.

Einst erhielt der Teufel von Gott die Erlaubnis, auf dem wasserlosen Gipfel des Steinberges eine Sägmühle zu bauen und so lange darin jeden Tag einen Menschen zu zersägen, als er täglich aus dem Tale drei Säcke Wasser zum Treiben des Mühlrades glücklich hinaufbrächte. Nachdem der Bau fertig war, füllte der Böse am Krummwiesenbrunnen einen ledernen Sack mit Wasser und trug ihn zur Mühle. Ebenso machte er es nochmals; aber beim dritten Hinaufgehen sprang ihm ein Hase über den Weg und erschreckte ihn so, daß er stolperte und hinfiel. Da zerplatzte der Sack, das Wasser lief aus, und der Teufel mußte das Menschenzerschneiden aufgeben. Dafür zersägte er nun im Zorne Felsenstücke, deren manche noch auf dem Gipfel liegen und eines mit einem tiefen Einschnitt Teufelsblock genannt wird. Von der Mühle, die dem Berg auch den Namen Teufelsmühle verschafft hat, ist jetzt nichts mehr zu sehen, wohl aber der hufeisenförmige Platz, worauf sie gestanden, welcher Teufels-Roßeisen heißt. Ferner sieht man an den Abhängen die Teufelskammern (sieben

Höhlen), den Teufelskeller (ein Loch, worin der Böse seine Nahrungsmittel aufbewahrte, jetzt „Großes Loch“ genannt) und das Teufelsbett: einen von einem mächtigen Stein überdachten Felsen, auf dem der Teufel zu liegen pflegte und in dem er seine Gestalt abdrückte.

Nach B. Baader.

6.

Es kam einmal bei den heißen Quellen zu Baden der Teufel aus der Hölle heraus, stellte sich auf einen Felsen bei Baden, die Teufelskanzel genannt, und fing an, durch gewaltige Predigten das Volk für sein Reich anzuwerben. Er suchte die Menge nicht nur durch gar einnehmende Reden, sondern auch durch allerlei belustigende Sprünge und Stellungen zu gewinnen. Er predigte mit gewandter Rede, und der Zulauf war unermesslich.

Dies verdroß Gott im Himmel von Herzen, und er sandte nach dem Felsen unter der Burg Eberstein, genannt die Engelskanzel, einen guten Engel. Der machte durch seine klare himmlische Lehre das Volk von dem Prediger der Hölle abtrünnig, so daß viele nach der Engelskanzel sich wandten. Darob ergrimmte der böse Geist gewaltig und sprang in seinem Zorn auf einen hohen Berg, der Engelskanzel gegenüber, erbaute sich dort sieben Kammern und eine Mühle und fing in seinem Grimm an, die Felsen mit Donnergepolter zu zermahlen. Andere riß er mit Gebrüll aus der Erde und schleuderte sie rings über Tal und Gebirg (daher die wilde Unordnung, die losen Steinmassen in diesen Gegenden). Etliche auch zerbrach er durch den Tritt seines Hufes oder durchsägte oder zerrieb sie mit den Zähnen. So gewaltig war sein Toben, daß den guten Engel kein andächtiger Zuhörer mehr vernehmen konnte.

Da erschien Gott der Herr auf dem höchsten Berge bei Baden, auf der Herrenwiese, faßte den bösen Geist mit gewaltiger Faust und schleuderte ihn so kräftig an den Berg, daß sich sein Hufeisen tief in ein Felsstück abdrückte, wie jetzt noch zu sehen ist.

Nach Justinus Kerner.

Einen Kranz von Sagen hat also die Einbildungskraft des Volkes um diesen einsamen Waldberg geflochten, und derselbe Leitgedanke kehrt immer wieder, ob die Mühle unten an der Murg oder oben auf weitschauender Höhe erbaut wird: wie der Teufel von dem pöflichen Müller oder durch den rettenden Eingriff höherer Mächte auf

so schnurrige Weise um seinen Gewinn geprellt wird. Aber auch ein anderes geht aus diesen Überlieferungen klar hervor: daß der sagenbildende Anreiz in der wirren Felsbedeckung des Berges, die dem Volk als ein Werk des Teufels erschien, zu suchen ist.

Die meisten dieser Sagen tragen heute noch das einfache, volkstümliche Gewand ihrer Entstehungszeit. Kerner dagegen hat eine Reihe von sagenhaften Ansätzen, die ursprünglich kaum etwas mit einander zu tun hatten, in eins zusammengezogen; und der Kern des Zoozmann'schen Gedichtes dürfte frei erfunden sein. Beide Darstellungen gehen somit (wenigstens in der vorliegenden Fassung) nicht unmittelbar auf einen Erzähler aus dem Volke zurück.

## Die Teufelsmühle bei Urnagold

Eine zweite „Teufelsmühle“ findet sich auf dem schmalen Gebirgsrücken zwischen Murg und oberster Enz, unweit der alten Weinstraße jenseits der Landesgrenze. Auch hier liegen in weltferner Waldeinsamkeit ungeheure Felsmassen wild zerstreut umher. Auf dieser unheimlichen Stätte, nahe dem „Römerfelde“, soll vor Zeiten ein ungeheures Gebäude gestanden haben, ein Meisterwerk des Teufels, der hier sein Wesen trieb.

Einmal ließ sich ein böser Mensch mit dem Gottseibeiuns in ein Bündnis ein; er versprach ihm seine Seele, wenn der Teufel imstande wäre, einen Felsen entzwei zu sägen und das dazu notwendige Wasser in einem Sacke herbeizutragen. Der Teufel bot alle Kraft und Geschicklichkeit auf; aber das Werk gelang nicht. Da ward er so erbozt, daß er sein Gebäu zerstörte und den Ort verließ. In einem der Felsen ist noch eine Spalte sichtbar, welche der Teufel schon einige Fuß tief eingesägt hatte.

## Der Teufelsberg

Oberhalb des Kleinenzhofes, bei der ehemaligen „Eisenmühle“, erhebt sich der Teufelsberg. Seine blockbesäte Hochfläche heißt die Teufelsebene. Am Westabhang, hoch oben, ist die Teufelsmühle, ein Fels mit mehreren Einschnitten, die der Teufel hineingesägt haben soll. Ihr zu Füßen liegt ein Waldteil, das Teufelsloch genannt. Auf der Stirn des Berges aber steht das Teufelshaus, eine Höhle, darin der Böse die Steine zerfällt haben soll. Nach E. Meier.

## Der Teufel und der Mühlknecht

Ein reicher Müller irgendwo im Pfingzgau wollte sein Geld vergraben. Um dies unbemerkt auszuführen, hieß er eines Sonntags alle seine Leute in die Kirche gehen. Einer der Mühlknechte aber, der seines Herrn Vorhaben merkte, legte sich heimlich in die Scheuer, oben auf das Heu. Nicht lange war er hier, so kam der Müller mit Schaufel und Hacke in die Scheuer und fing an, in die Tenne ein Loch zu graben. Der Teufel stand dabei und sagte zu dem Müller: „Es sehen zwei Augen zu, darf ich sie ausstechen?“ Antwortete dieser: „Nein!“, holte, als die Grube fertig war, drei Wannen Geldes herbei und schüttete sie in das Loch, indem er sagte: „Da, Teufel, hast du das Geld in Verwahrung! Niemand kann es heben, als wer mit einem schwarzen Hirschbock kommt, auf dem kein helles Härchen ist.“ Hierauf scharfte er die Grube zu und ging aus der Scheuer. Der Mühlknecht machte sich auch hinaus und verließ alsbald des Müllers Dienste und die Gegend.

Als er nach drei Jahren zurückkam, fand er die Mühle verlassen. Die Leute erzählten, der Müller, welcher inzwischen gestorben, gehe darin um, habe die Leute geplagt und das Vieh umgebracht. Die Müllerin aber habe nach ihres Mannes Tode statt des erwarteten Reichtums nur ein wenig Geld vorgefunden und wohne jetzt mit ihren Kindern im Dorfe. Alsbald ging er zu ihr und sagte, er wolle das viele Geld, welches ihr Mann verborgen, beischaffen, wenn sie ihm ihre älteste Tochter zur Frau gebe.

Nach erhaltener Zusage suchte er an vielen Orten einen schwarzen Bock ohne ein helles Härchen, erlangte aber erst nach drei Jahren einen solchen. Er führte ihn in die Scheuer, worin das Geld vergraben lag, band ihn an und rief: „Da, Teufel, hast du dein Unterpfand!“ Da ergriff der Teufel den Bock und schleuderte ihn an die Wand, daß er in Stücke ging. Die Grube aber, worin der Schatz lag, öffnete sich von selbst, und der Mühlknecht nahm das Geld ungehindert heraus und brachte es der Müllerin. Er erhielt nun ihre älteste Tochter zur Frau und bezog bald darauf mit seiner Schwiegermutter die Mühle. Das Gespenst des Müllers aber hat man seit der Hebung des Schatzes nicht mehr gesehen.

## Allerlei Hexenglaube

Alb unde elbelin,  
ir sult nich lenger blißen hin,  
albes svestir und vatir  
ir sult ùz varen obir den gatir.  
albes mutir, trute und mar,  
ir sult ùz den virste varen  
noc mich dy mare druche  
noc mich dy trute zuche  
noc mich dy mare rite  
noc mich dy mare bescriete.

Mittelalterlicher Bannspruch.

Hexen sind Weiber, die sich dem Teufel verschrieben haben, daß sie Schaden stiften wollen. Sie sind daher nach dem Tode dem Teufel verfallen und ziehen im Muetesheer mit ihm durch die Luft. Während ihres Lebens haben sie keine Ruh noch Raht, sondern sind beständig getrieben, Menschen und Tiere zu quälen und Früchte und Felder zu verderben, soviel sie können. Dazu haben sie aber auch vom Teufel übermenschliche Macht erhalten. Eine Hexe kann Frost, Stürme und Gewitter hervorbringen, kann Krankheit und Tod bewirken, kann sich schnell an jeden Ort hinzaubern, indem sie auf Katzen oder auf Besen und Pfengabeln durch die Luft reitet. Namentlich begeben sich die Hexen so zu ihren wöchentlichen und jährlichen großen Versammlungen, die auf gewissen Bergen gehalten werden (nach dem Volksglauben z. B. auch in der ersten Mainacht auf dem Heuberg bei Dennach). Hier müssen sie dem Teufel Bericht erstatten über das, was sie ausgeführt haben und erhalten darauf neue Aufträge. Zugleich wird getanzet,\* geschmaust und aus Kuh- und Pferdeshufen getrunken. Von dem Hexenritte werden die Katzen oft ganz mager und krank. Die Hexen fahren zum Schornstein hinaus und kommen auf demselben Wege auch wieder in ihr Haus. Sind sie aber morgens vor der Betglocke nicht da, so stürzen sie durchs Kamin hinunter. Auf dem nämlichen Wege gelangen sie auch in fremde Wohnungen; häufig bedienen sie sich aber auch des Schlüssellochs. In der Zeit von der Betglocke abends bis zur Betglocke morgens ist man ihrem Zauber besonders ausgesetzt. Trägt man während dieser Zeit Milch über die Straße,

\* So sollen sich die Hexen jeden Mittwoch auf dem „Hexenbuckel“ unweit des Pfinztales versammeln, um von da zum Hexentanzplatz beim Möhle (am Zusammenfluß von Rennach und Pfinz) zu reiten.

Nach Franz.

ohne daß man einige Salzkörnchen hineingeworfen hat, so können sie den Kühen beikommen und sie schädigen. Sehr häufig reiten sie des Nachts auch die Pferde und flechten die Hals- und Schwanzhaare in Zöpfe zusammen. Dann zittern die Pferde des Morgens und schwitzen am ganzen Leibe. Auch die Menschen stören sie in ihrer Nachtruhe. Als Alp (anderwärts Trute oder Mar genannt) sitzen sie ihnen auf die Brust und quälen sie, daß ihnen der Atem vergehen will. Ruft man aber einen also Heimgesuchten dreimal beim Vornamen, so muß die Hexe weichen.

Die Hexen können sich nach Belieben in verschiedene Tiere verwandeln, in Katzen, Pferde, Gänse, Elstern, namentlich aber in Schweine. Sie erhalten gewöhnlich wenig Lohn für ihre Untaten. Doch werden manche auch reich, z. B. dadurch, daß sie Milch aus einer Handzwehle (Handtuch) melken und Hexenbutter verkaufen.

In Calw erzählte man früher: Um Hexen zu vertreiben, gebraucht man Steinöl; um die Kühe vor ihnen zu schützen, streicht man denselben Katharinenöl um die Nase und an die Krippe. — Legt man „Neunfingerleskraut“ unters Kopfkissen oder trägt Asche von verbrannten Erlen- und Sevenblättern (*Juniperus Sabina*) bei sich, so können einem die Hexen nicht bei.

Des Mittwochs und Freitags\* ist es besonders gefährlich, von Hexen zu reden, weil sie es dann hören können, wenn man nicht hinzufügt: „Dreck vor die Ohren!“ Begegnet man einer Hexe, so soll man dreimal sagen: „In Gottes Namen!“ Daneben bedient man sich noch besonderer Beschwörungsformeln, wie z. B. (nach Ruppert) in Conweiler:

„Weich aus, weich aus, du böser Geist,  
Du hast kein Teil an meinem Fleisch.“

Nach E. Meier.

## Über die Milchhexen

Wie tief der Hexenglaube ehemals nicht nur im Volke sondern auch bei den Gebildeten eingewurzelt war, zeigt folgender Ausschnitt aus einer Predigt des berühmten Kanzelredners Gailer von Kaysersberg (1445–1510).

Nun wolan, du fragest zuerst, was sol ich darauf halten: künnent

\* Diese beiden Wochentage waren einst Wuotan und seiner Gemahlin geheiligt.

die hexen die kue verseeßen (= das Euter ausfließen lassen) vnd inen die milch nemen, das sie nicht mer milch geben; vnd können sie die milch auß einem arthelm melcken? Ich sprich: ia, durch hilff des teuffels, so können sie es wol. Wie gat das zuo? Das ist ein gewisse regel in der matery, das der teuffel kan ein ding von einem ort an das ander tragen, das leiplich ist, durch die angeschöpffte stercke, die er hat von got dem allmechtigen. Die milch ist ein leiplich ding, vnd wie gesagt ist, so mag der teuffel ein ieglich leiplich ding, wan es im got venght, tragen von einem ort an das ander. Also der milch in einer kue thuot er auch also, die mag er auß ir nehmen, auß irem leib ziehen, vnd an andere ort tragen, wen er das zeichen sicht der hexen; vnd wen die hexin wentt, sie melck ein arthelm, so kan der teuffel in kurtzer zeit milch dar bringen, vnd sie yngiesen in ir geschir, vnd sicht man in nit, vnd so wenet die hexin, sie lauff auß der saul, oder auß dem arthelm.

## Hexen und Hexenmeister

Es war einmal ein Handwerksbursche, der übernachtete in der Calwer Gegend in einer Scheuer. Da hörte er um Mitternacht einen graußigen Lärm, und als er aufstand, um nach der Ursache zu sehen, bemerkte er auf der Tenne den Hexenmeister mit seinen Hexen. Er hörte auch, wie er jeder von ihnen einen Auftrag gab. Zu einer sagte er: „Morgen früh, wenn der Schweinehirt auszieht, fährst du unter seine Schar und packst des Schmieds Kind, wenn es zur Schule geht!“

Raum hatte der Landfahrer ausgeschlafen, als er ohne Säumen zum Schmied ging und ihm alles offenbarte. Sagte der: „'s ist recht!“ und ließ sein Kind, als der Hirte kam, ein Stück weit vom Hause weglaufen, indes er in seiner Nähe blieb. Richtig! da kam ein großmächtiges Schwein, das Kind anzupacken. Der Schmied jagte das Tier weg und ging ins Haus. Gleich kam er wieder mit einer glühenden Eisenstange; die stieß er dem Schwein, als es sich von neuem auf sein Kind stürzte, in den Rachen.

Nach einer Weile kam sein anderes Kind und holte ihn zu seiner Ahne; die lag im Sterben. Da sah der Schmied, daß sie die Hexe war, die ihr eigenes Enkelkind angreifen mußte, weil der Hexenmeister es befohlen hatte.

Nach E. Meier.

## Spielleute beim Hexentanz

Drei Spielleute kamen nachts auf dem Heimweg von einer Kirche zu einem hellerleuchteten Waldschloß, woraus lustiger Tanz erscholl. Um noch etwas zu verdienen, gingen sie hinein und traten in einen Saal des oberen Stockes, wo viele Weiber zu einer Gellflöte tanzten. Diese blies einer, welcher auf dem Tische stand. Die Spielleute begaben sich zu ihm hinauf und geigten wacker mit. Dabei nahm der Bassstreicher einen goldenen und einen silbernen Becher vom Tische und steckte sie in die Tasche. Als die Musikanten im besten Fiedeln waren, schlug es zwölf. Im Nu verschwand alles, und die drei waren allein im Dunkeln. Nun merkten sie, daß sie auf einem Baume saßen. Einer von ihnen sprang hinab und brach das Genick. Darauf hin blieben die zwei andern oben, bis es tagte. Da sahen sie sich auf einer hohen Tanne sitzen, von der sie nur mit Mühe hinabkamen. Als der Bassgeiger nach seinen eingesteckten Bechern schaute, waren es eitel Ruhflauen.

Nach B. Baader.

## Eine entlarvte Hexe

Als im Frühjahr 1841 zwei Mädchen nachmittags auf dem Feld von Kleinfteinbach im oberen Pfinzthal grasten, entstand plötzlich bei ihnen ein Wirbelwind. „Wirf deinen linken Schuh hinein!“ sagte die eine zur andern, worauf diese erwiderte: „Tu du es!“ Da zog jene ihren linken Schuh aus und warf ihn in den Wirbel. Augenblicklich war letzterer weg, und auf dem Platze stand eine Frau aus dem Dorfe. Ohne den Mädchen, die sie anredeten, zu antworten, ging sie sogleich fort, und jene wußten nun, daß die Frau mit Recht als Hexe verufen war.

Nach B. Baader.

## Hexenbanner

Als der bekannteste Hexenbanner in der weiten Umgegend galt früher ein Mann namens Christ von Richalden. Er konnte alles lösen und bannen, selbst das, was andere nicht vermochten. Auch verstand er sich auf Krankenheilung, und mit Hilfe seines „Bergspiegels“ wußte er alle Fragen, die man an ihn stellte, zu beantworten. Aus nah und fern strömten ihm die Leute zu; in der Herren-



alber Gegend nahm man sogar einen Weg von zehn Stunden, der zudem über Berg und Thal führte, in Kauf, um sich der Hilfe des Wundermannes zu bedienen.

Nach Bruchner und Weber.

Eine mehr örtliche Bedeutung hatte der alte Koller von Untertengenhardt. Er verstand sich auch darauf, Diebe zu bannen; mancher Diebstahl ward durch ihn aufgedeckt, und mancher Dieb mußte wider Willen seine Tat bekennen und gestohlenes Gut herausgeben. So wurden einem Schwarzenberger Bauern einst zwei Ochsen gestohlen. Schon hatte der Dieb beinahe den Rhein erreicht, da wurde er durch Kollers Bann zur Umkehr gezwungen, und nach einigen Tagen war er samt den Tieren wieder zur Stelle. Hätte er vorher den Rhein zu überschreiten vermocht, so wäre der Bann wirkungslos gewesen.

Nach Bruchner.

Ein andermal machte Koller im Wirtshaus eine Wette, er wolle Hirsche bannen und einen davon schießen. Ohne Säumen ging er in den Wald, tat seinen Spruch, und alsbald standen drei Hirsche vor ihm, denen vom rasenden Laufe die Zunge lang zum Munde heraushing.

Nach Bruchner.

Von einem Engelsbrander Hexenbanner wird erzählt, daß er sich des siebenten Buches Moses bediente. Wenn er nachts heimging, so folgte ihm ein Feuerschein, bis er unter Dach war. Sobald er über eine Wunde blies und sein Sprüchlein sagte, so hörte das Bluten auf.

Nach Wolff.

Auch Kapfenhardt hatte einen Hexenbanner, den „Krafteburgt“. Dieser ward einmal nach Biefelsberg geholt, weil dort jede Nacht ein Gaul von den Hexen gezöpft wurde. Als er abends mit dem Pferd nach Hause ging, läutete schon die Betglocke, ehe er den Reichenbach, die Grenze beider Markungen, überschritten hatte. Da stürmten plötzlich sovieler Katzen auf ihn ein, daß er sich ihrer kaum erwehren konnte. Erst nachdem er den Bach überschritten hatte, bekam er Ruhe. Als er am nächsten Tage den Gaul nach Biefelsberg zurückbrachte, sagte er, es habe ihn auf dem Heimweg fast das Leben gekostet.

Nach Fleisble.

Aus einem päpstlichen Sendschreiben wider die Zauberei

„Wir haben neulich nicht ohne große Betrübniß erfahren, daß es in einzelnen Theilen Oberdeutschlands in Städten und Dörfern viel

Personen von beiden Geschlechtern gebe, welche vom rechten Glauben abgefallen, durch zauberische Mittel mit Hilfe des Teufels die Jungen der Tiere, die Früchte der Erde, die Trauben der Weinberge, das Obst der Bäume, ja Menschen, Haus- und andere Tiere, Wiesen, Weiden, Körner, Getreide zu Grunde richten, ersticken und vernichten, sowie Männer, Weiber und Tiere mit heftigen inneren und äußeren Schmerzen quälen . . . ."

Papst Innocenz VIII. in der  
Bulle Summis desiderantes vom 3. Dez. 1484.

## Hexenschicksal

Zarte Kinder, ernste Frauen,  
Hold erblühtes Jungfräulein,  
Müde Greisin! Hörst mit Grauen:  
Hexen sollt ihr, Hexen sein!

„Teufelsbuhlin! Höllenplage  
So für Mann und Weib wie Tier!“  
Schnaubt die Menge. — „Harte Klage!  
Kein und schuldlos steh' ich hier.“

Folterqual bricht rasch das Schweigen.  
Unerhörtes spricht der Mund:  
Hexenritt, Walpurgisreigen  
Zaubertaten, Teufelsbund . . . .

Kein Erbarmen kennt der Richter,  
Mitleid rührt kein fühlend Herz.  
Still ergeben, reiner, lichter  
Blickt die Arme himmelwärts:

„Menschen wissen nichts von Gnade,  
Rasen sie in Teufels Bann.  
Führ' mich deine dunkeln Pfade,  
Süßer Tod! Dich ruf ich an!“

Vor die Stadt im Wahn, dem blinden,  
Drängt der Hauf'. Hell loht der Brand.  
„Steige Seel', und mit den Winden  
Wehe, Asche, durch das Land!" —

Tränensaat verworrner Zeiten!  
Schwache Frauen, stark im Tod!  
Menschengeist, steig auf in Weiten,  
Sprich dein lösend Nachtgebot! Friedrich Sch.

## Ein Gespenst führt irre

Ein Bauer von Langensteinbach, welcher nachts um zwei Uhr aus der Dietenhauser Mühle heimging, sah vom Drei-Eichenbuckel aus im fernen Felde jemand mit einem Licht wandeln. „Wenn doch der mit der Laterne bei mir wäre!" dachte er, und im Nu stand ein Gespenst neben ihm und sprach: „Da bin ich, ich will dir leuchten." Dies tat es auch, führte aber dabei den andern so in der Irre umher, daß sie erst morgens um fünf Uhr an dessen Haus kamen. Dasselbst forderte der Geist für sein Leuchten ein Trinkgeld. Der Bauer gab ihm einen Groschen in die Hand. Aber als er diese dabei berührte, zischte sein Finger augenblicklich in Rauch auf. Nach B. Baader.

Man sieht zur Nachtzeit manchesmal  
Ein Lichtlein hin und her sich winden  
Am Berge dort, bald sinkts ins Tal,  
Bald neigt sich's zu des Waldes Gründen.

Julius Hetterich.

## Das Gespenst am Liebenzeller Berg

Von dem hohen Berg auf der linken Nagoldseite, den man schon in Liebenzell zu ersteigen beginnt, erzählte man früher viele Gespenstergeschichten. Einst ging ein Mann schon „vor Tag über Land, und als er ohngefähr zur Hälfte diesen Berg erstiegen hatte, sahe er rechter Hand am Berg hinauf ein schwarz angezogenes Weibsbild,

das ein weißes Tuch um den Kopf hatte, welche er für eine Weibsperson aus dem nächsten Dorfe ansah, die er kannte, sie also in vertraulichem Ton anrief und bey ihrem Namen nannte: „Was macht Ihr schon hier?“ Worauf sie stillstand und keine Antwort gab, worauf er sie nochmalen anrief und wieder keine Antwort! Als er aber diese vermeinte Person zum dritten Mal anrief, kam diese Figur in größter Schnelle und mit schrecklichem Getöse, wie wenn die auf der Höhe gefällten Bäume in das Thal herunter sich wälzen, an ihm vorbey und ebenso geschwinde nach dem finstern Thal hinunter. Diesen Mann aber überfiel bei diesem Vorfall ein solcher Schrecken, daß er in größter Eile zurücklief und in eines Bekannten Haus in Ohnmacht fiel.“

Nach v. Gündertode (1781).

## Das Licht auf dem Stocke

Auf dem Heimweg vom Neuenbürger Markt wurden mehrere Leute aus Pfaffenrot durch ein Gewitter so lang aufgehalten, daß sie erst spät in der Nacht an den Wald bei den Kofäckern kamen. Da es stockfinster war, äußerte einer der Männer: „Wenn wir doch ein Licht hätten, damit wir im Wald uns nicht verirren!“ Kaum hatte er das gesagt, so brannte oben auf seinem Stocke ein blaues Licht. Erschrocken darüber, stieß er es auf den Boden und in Wasserlachen; aber es erlosch erst, als sie den ganzen Weg durch den Wald zurückgelegt hatten.

Nach B. Baader.

## Der Heerwisch

Es wird erzählt: Von der Au aus, der Pforzheimer Flößervorstadt, sei Jahr für Jahr in den Adventnächten auf dem Rod ein Irrlicht zu sehen gewesen. Ein junger Flößer Katz habe einmal auf der Kompagniesägmühle zum Speicherladen hinausgesehen, sich den prächtigen Sternhimmel betrachtet und auch dem auf dem Rod hin und her huschenden Irrlicht zugeschaut. Da habe ihn der Übermut angewandelt, und er habe in die Nacht hinausgerufen:

„Irrlicht, hoho!

Brennst ja lichterloh!

Komm und schlag mi blitzeblo!“

Da sei plötzlich das Irrlicht hoch aufgestiegen und mit Blitzeseile in der Richtung auf die Sägmühle zu gefahren. Der Junge habe im

Schrecken den Laden zugeworfen, sei die Treppe hinuntergesprungen gegen die Zimmertüre und habe in der Eile und in der Dunkelheit alles umgeworfen, was im Weg war, daß es polterte und wetterte. Als die andern die Türe aufrissen und erstaunt frugen, was denn los sei, sagte er: Weg, weg, der Irrwisch kommt!

Nach N. Gerwig.

Ich schrie einst in den Sumpf hinein:  
Heerwisch, hoho!  
Brennst wie Haberstroh!  
Schlag mi blitzeblo!  
Da kam das Irrlicht hintendrein,  
Flog hin, flog her und peitschte mich  
Mit feurigen Flügeln fürchterlich. —  
Wer Gottes Strafe leiden tut,  
Den höhne nicht im Übermut!

Aug. Kopisch.

## Der Neuenbürger Geisterspuk

Im Jahre 1780, also drei Jahre vor dem großen Stadtbrande, erregte eine unheimliche Geistergeschichte in Neuenbürg großes Aufsehen. Schon längere Zeit wurde gemunkelt, in dem Hause des Hafners Johann Jacob Emmendorfer, das an Stelle der Vester'schen Rüserei stand, sei es nicht geheuer. Man wollte um das Haus und in den Fenstern oft eine unnatürliche Helle gesehen haben. Es blieb zunächst bei den dunklen Gerüchten, die im Städtlein die Runde machten. Aber schließlich sah sich der Meister im genannten Jahre gezwungen, selbst Anzeige beim Oberamt zu erstatten.

Schon seit etwa dreißig Jahren würden von ihm, seiner Frau und seiner Tochter die Geister beobachtet. Es seien ihrer in der Hauptsache drei: ein Mann von etwa vierzig Jahren in rotbraunem Rock und mit Samtkappe, ein Jüngling von zwanzig Jahren in Müllerkleidern, und ein Mädchen von ungefähr acht Jahren. Sie hätten zwar noch niemand ein Leid zugefügt; aber die Aufregung im Hause werde täglich größer, besonders bei seiner Tochter, die, einmal nach Karlsruhe verbracht, auch dort belästigt worden sei. Am hellen Tage stünden sie oft neben ihm, dem Meister; kein Geselle wolle mehr bleiben. Meist erschienen sie aber des Nachts, kämen an die Betten, beteten, seufzten

und stöhnten. Hin und wieder höre er seinen Namen rufen, höre sie rumoren und Türen und Fenster zuschlagen. Besonders unruhig sei es an den hohen Festtagen. Einmal, in der Nacht auf den Dreifaltigkeitstag, sei er mehrmals gerufen worden. Er sei aufgestanden und habe die Stubentüre offen gesehen. Unter dieser sei eine hohe Truhe gestanden, in die sich gerade ein großer Mann in priesterlichem Gewand hineingebeugt habe und aus der allerlei goldene und silberne Kostbarkeiten herausgeschimmert hätten. Als er bemerkt worden sei, habe ihn der Mann hineinziehen wollen, allein er habe sich davon gemacht.

Frage man die Geister, was sie eigentlich wollten, so gäben sie nie eine Antwort, sondern winkten bloß, ihnen in den Garten hinaus zu folgen. Fange man an zu fluchen, so weinten sie wie Kinder. Einmal sei er, der Meister, an seiner Drehscheibe gefessen, da habe es unter ihm angefangen zu graben und zu poltern, und ein plötzlicher Stoß habe ihm den Lehm von der Scheibe geworfen. Beim Nachgraben an der Stelle sei er auf etwas Hartes gestoßen; er habe dann aber nicht gewagt, damit fortzufahren.

Auf Veranlassung des Oberamtmanns erboten sich nun einige beherzte Männer, in dem Hause zu wachen. Aber nur einem von ihnen war es vergönnt, „a bißle ebbes“ zu sehen und zu hören. Trotzdem soll das Treiben der Geister nachher noch toller geworden sein, bis das Haus bald darauf abgebrochen wurde. Darnach ist nichts mehr bemerkt worden.

Nach Ruchs.

## „D' Haubitze“ auf der Neuenbürger Schloßsteige

Auf der Neuenbürger Schloßsteige geht in der Geisterstunde zwischen dem Friedhof der St. Georgskirche und dem „Schloßwäldle“ ein Gespenst um, die „Haubitze“ genannt. Hinter diesem vom Volksmund entstellten Namen verbirgt sich eine ehemalige Neuenbürger Schloßherrin: die Gemahlin des weiland Obervogts und Reichsgrafen Christoph von Haugwitz, dem die sogenannte „Christophsburg“ oder das „Haugwitzschlößle“ zu eigen gehörte. Von dieser Schloßbehausung ist keine Spur mehr vorhanden; schon nach dem dreißigjährigen Kriege war sie „gar im Abgang und viel daran eingefallen“. Nur die „Schlößlesmühle“, die „Schlößlesbrücke“ und

die „Schlößleswiesen“ haben das Andenken an den ehemaligen Edelstz wach erhalten.

Der Name des Besitzers aber lebt verhüllt noch in der gefürchteten „Haubitze“ (= Haugwitzin) fort. Nach der Sage hatte der Obervogt eine Gemahlin, die aus der Lausitz (oder aus Schlesien) stammte. Sie nahm ihrem Ehemann das Versprechen ab, sie dereinst nach ihrem Absterben im geweihten Boden ihrer Heimat zu bestatten. Weil das nicht geschehen sei, finde sie im Grabe keine Ruhe und gehe seither am Schloßberg um. Im „Schloßwäldle“ soll noch ein Denkstein an sie erinnern. Er steht zwischen drei Fichten und trägt die Inschrift: L., R. v. H. = Luise, Reichsgräfin von Haugwitz.

Nach Suchs.

## Der Geist am Kohlstich bei Sprollenhaus

In einem längst abgebrochenen Gehöft beim Kohlhäusle im oberen Enztal lebte vor etwa hundert Jahren ein Mann, der beinahe jeden Montag den weiten Weg nach Gernsbach machte, um auf dem Markte Brot, Mehl, Grieß, Nüsse, Schnitz oder Geschirr zu holen. Denn dort war alles um einige Pfennige billiger als in Wildbad. Meist kam er erst spät in der Nacht nach Hause. Bis Sprollenhaus hatte er gewöhnlich Gesellschaft; denn die Bewohner dieses Ortes kauften auch im Murgtal ein. Aber den Weg ins Kohlhäusle über den Berg mußte er allein zurücklegen.

Auf der Höhe des Kohlstichs erwartete ihn oftmals ein schwarzer Mann. Der packte ihn im Genick, schüttelte ihn, daß Geschirr und Nüsse klapperten, und warf ihn kurzerhand den steilen Waldweg hinunter, der zu seinem Hause führte. So hart er auch fallen mochte, so nahm doch weder er noch das Geschirr jemals dabei Schaden. Eines Tages sprang ihm der Geist gar ins Genick, und er mußte ihn den Berg hinabschleppen. Schon fürchtete er, den Unhold mit ins Haus nehmen zu müssen — da rief ihn seine Frau mit Namen, und der Geist sah ab und verschwand. Selbst als einmal die Tochter mitgegangen war, wurde der Mann den Berg hinabgestürzt. Das Kind lief schreiend davon und berichtete seiner Mutter, was es gesehen hatte. Diese öffnete die Türe und rief wiederum mit lauter Stimme den Namen ihres Mannes. Da war der Bann gebrochen, und der Quälgeist verschwand.

Nach Widmaier.

## Der Kostenbader von Liebenzell

In Weinberg saßen an einem Winterabend einige Männer im Wirtshaus beim Kartenspiel. Da sahen sie drüben am Haugstetter Berg ein Licht. Einer von ihnen öffnete ein Fenster und rief hinaus: „Bist du der Kostenbader von Liebenzell, so komm herüber! Kannst mich dies und das!“ Kaum hatte er geendet, da kam das Licht auch schon über das Tal geflogen, und keiner der Männer getraute sich in jener Nacht mehr aus dem Hause, um heimzugehen. Nach Hammeleble.

## Allerlei Gespenster

Auf der Liebenzeller Markungsgrenze beim Nonnenwag geht der Geist eines ehemaligen Wasserzollers um. Bald reitet er auf einem Schimmel, bald rennt er in großer Eile zu Fuß am Ufer der Nagold entlang. Den Kopf hält er stets unter dem Arm. Mitunter soll er so boshaft gewesen sein, daß er dem nächtlichen Wanderer die Fackel oder das Licht ausblies, um ihn dann durch sein eigenes trübes Licht irre zu führen. Nach Maß.

Auf dem Schwarzenberger Mühlweg, der ins Kapsenhardtter Tal hinabführt, muß ein Mann, der Grenzsteine versetzt hat, so lange gehen, bis aus dem Holz einer gewissen Tanne ein Wagen gebaut wird. Nach Bruchner.

In Grunbach lebte vor Zeiten ein Wilderer, der nie sein Ziel verfehlte. Seine Kugeln goß er in der Christnacht. Für seine Frevel mußte er nach seinem Tode umgehen. Ein auswärtiger Geisterbanner soll ihn unter die Haustreppe gebannt haben. Ebenso ist es im Waldteil „Heumaden“ nicht geheuer; dort soll am Kohlplattenweg ein Köhler umgehen, der durch Selbstmord aus dem Leben geschieden ist. Auch wird erzählt: Ein wohlhabender Grunbacher Bürger habe im dreißigjährigen Kriege sein Geld in einem ausgehauenen Steine nahe bei der Reichenbacher Straße versteckt. Daher müsse sein Geist allnächtlich dort Wache halten. Nach Freyhardt.

In dem Wäldchen zwischen Igelloch und Siehdichfür ist es nicht geheuer, weil dort früher verschiedene Männer sich das Leben genommen haben. Nach Gugeler.

Im Oberlengenhardtter Wald soll um Mitternacht eine mit zwei weißen Pferden bespannte Kutsche fahren, auch soll um diese



Zeit ein Reiter mit riesigen Wasserstiefeln, großrandigem Hut und zeretzten Kleidern gesehen worden sein. Andere erzählen auch von einer schneeweißen Gestalt.

Nach Schief.

Im Kieberg bei Engelsbrand hat sich vor Zeiten eine Frau erhängt. Seither geht dort das Kieberg-Weible. Wenn die Goldschmiede früher auf dem Heimweg oben angelangt waren, neckten sie oft den Geist und riefen: „Kiebergweible!“ Dann fuhr es blitzschnell heraus, und manche von ihnen wurden windelweich geschlagen. Es ist noch nicht lange her, da ging ein junger Einwohner von Engelsbrand mit seiner Frau durch den Wald. Plötzlich sah diese eine zweite Frau zwischen sich und ihrem Mann. Sie machte ihn darauf aufmerksam; allein er konnte nichts sehen.

Nach Wolff.

Bei Arnbach wurde ehemals der „Batscher“ gesehen, ein kleines, buckliges Männlein, das nach seinem Tode „laufen“ mußte. Es soll bei Nacht schon die Leute erschreckt haben; besonders aber wurde den Kindern früher gedroht, wenn sie nicht gehorchen wollten: Wart nur, der Batscher kommt! — ähnlich wie man anderwärts die kleinen Kinder mit dem „Nachtkrabb“ (Nachtraben) einschüchtert.

Nach Blenske.

In Conweiler stand beim Gasthaus zum „Rößle“ einst ein Häuschen, das schon lange verschwunden ist. Drin wohnte eine Frau, die mit ihrem Manne stets im Hader lag und ihm schließlich den Hals abschchnitt. Dafür mußte sie „laufen“. Einmal begegnete ihr ein Mann aus dem Dorf. Der „guckte ihr nunter“, d. h. unter die Haube, die sie trug. Darüber erbost, schlug sie ihn so heftig ins Gesicht, daß er rücklings zu Boden stürzte.

Ein anderes Gespenst geht zwischen Schwann und der Wilhelmshöhe bei Neuenbürg. Eine junge Dirn mußte einmal in ihrer Mutter Auftrag bei Nacht nach Pforzheim gehen. Es war mondhell, und ohne Angst machte sie sich auf den Weg. Beim Güterwäldle sah sie auf einmal ein Stück weit vor sich jemand schreiten. Sie freute sich schon, einen Weggenossen gefunden zu haben, und ging rascher, ihn einzuholen. Aber die Gestalt hatte es nun auch eilig und war trotz aller Anstrengung nicht zu erreichen. Auf der Wilhelmshöhe sah das Mädchen zu seinem Schrecken, daß es ein Mann ohne Kopf war. Er verschwand im Walde, dort, wo der Arnbacher Stein steht und wo in der Nähe vorzeiten die Neuenbürger Richtstätte lag. Betend und in großer Angst lief die Dirn nach Birkenfeld, wo sie sich bei Bekannten

von ihrem Schrecken erholte. Als sie abends nach Hause kam, saß gerade der alte „Schraftahansade“ in ihrer Mutter Stube. Der sagte, als er die Geschichte gehört hatte: „Dir ist es gerade gegangen, wie dem Hetschmannsberger, einem Jäger von Schwann. Der sah einmal auf dem Anstand einen Hirsch; aber als er schießen wollte, konnte er nicht: dreimal legte er an, aber dreimal versagte das Gewehr. Denn der Hirsch war ein Geist, derselbe, den du heute als Mann ohne Kopf gesehen hast.“

Nach Ruppert.

## Gespensfische Tiere

Zwischen Liebenzell und Ernstmühl treibt das „Klausenbelzle“ sein Wesen. Es läßt sich meist als schwarzer Pudel sehen. Oft zwingt dieser den nächtlichen Wanderer, ihn zu tragen, indem er sich mit den Vorderbeinen über dessen Schultern hängt. Manchmal nötigt er die Leute auch, sich seiner als Reitpferd zu bedienen. Er trägt sie dann auf seinem Nacken, und es macht ihm eine Freude, plötzlich zu verschwinden und den zitternden Reiter ganz unsanft auf die Füße zu stellen. Hin und wieder erscheint das Klausenbelzle auch als riesenhafter Mann, um dem Hellsichtigen durch seinen bloßen Anblick Entsetzen einzujagen.

Nach Maß.

Auf dem Weg von der „Mausbäch“ hinter Oberlengenhardt nach Zainen und bei letzterem Orte selbst geht der Memels- (oder Melmes-) Pudel um, ein großer, schwarzer Hund mit feurig glühenden Augen. (Näheres können oder wollen die Leute nicht erzählen.)

Nach Bruchner.

Auch zwischen Kapfenhardt und Grunbach treibt ein schwarzer Pudel sein Wesen. Er soll schon Leute und Fuhrwerke festgebannt haben, so daß sie nicht mehr weiter konnten.

Nach Bögeler.

Ebenso wurde im Bahnholz bei Schwann oft ein schwarzer Hund zur Geisterstunde gesehen.

Nach Strohmaier.

Leicht aufzuritzen ist das Reich der Geister,  
 Sie liegen wartend unter dünner Decke,  
 Und leise hörend stürmen sie herauf. Friedrich v. Schiller.

\* \* \*

# Von Kaisern, Grafen und Rittern

Uns ist in alten maeren wunders vil geseit  
Von heleden lobebaeren, von grözer arebeit,  
Von fröuden, höchgeziten, von weinen und von klagen,  
Von küener recken strîten muget ir nu wunder hoeren sagen.

Aus dem Nibelungenlied.

## Die Calwer Grafen

Keines der edlen Geschlechter, die in der Vorzeit über unsere Hei-  
materde schritten, hat sein Dasein so tief und unvergänglich in ihr Ant-  
litz eingegraben, als die Grafen von Calw. Einer alten fränk-  
ischen Gaugrafen-Familie entsprossen, haben sie sich im Nagoldtal zu  
geschichtlichem Glanze erhoben. Ihnen verdanken wir nicht nur die  
Gründung des Klosters Hirsau, das in seiner Blütezeit zu einer weit-  
berühmten Pflanzstätte kirchlicher Kunst und mönchischer Frömmigkeit  
erwuchs; sie schufen auch die lange Reihe freundlicher Dörfer, die seit  
ihren Tagen die Höhen des Calwer Waldes so anmutig beleben. Drum  
ist es kein Wunder, wenn in der Überlieferung des Volkes ihr Anden-  
ken sich durch Jahrhunderte erhalten hat, wenn ihre Verdienste um  
Kaiser und Reich, um Kirchen und Klöster in so mancher Sage weiter-  
leben, wenn bei dem Absterben des ruhmreichen Geschlechtes ein zeit-  
genössischer Dichter seine Harfe zu einer ergreifenden Totenklage  
stimmt. . . .

## Kaiser Konrad II. und das Müllerskind

Im Jahr 1024 ward Konrad II., ein Franke, römischer Kaiser.  
Unter seiner Regierung kostete es den Kopf, wenn einer sich unterstand,  
den Landfrieden zu brechen. Nun machte sich Diepold oder Lu-  
pold, ein Graf von Calw, dieser Tat schuldig. Er entwich des-  
halb, als der Kaiser ins Land kam, mit seiner Gemahlin und einigen

Bedienten in den Schwarzwald und hielt sich daselbst in einer leerstehenden Mühle auf, nicht weit von dem Kloster Hirsau.

Da geschah es, daß der Kaiser einsmals dortherum zufällig jagte und in die Nähe jener Mühle kam. Kaum erkannte ihn der Graf, als er seine Gemahlin, die eben in Kindsnöten lag, verließ und heimlich in den Wald entfloh. In der Nacht, die Konrad in der Mühle verbrachte, genas die Gräfin eines Knäbleins. Das Schreien des neugeborenen Kindes mischte sich in einen Traum des Kaisers, in welchem dieser dreimal eine Stimme vernahm, die ihm zurief: „Dieses Kind, o Kaiser, wird dein Tochtermann und Erbe werden!“

Darüber erschrak der Kaiser höchlich; denn er vermeinte nicht anders, als daß die Mutter des Knaben eine Bäuerin oder Müllerin sei; und er gedachte, wie er dem zuvorkommen möchte, daß einst ein Bauer sein Eidam würde. Deshalb befahl er andern Morgens zwei bewaffneten Dienern, denen er Eide abgenommen, das Kind umzubringen und ihm zu desto größerer Versicherung sein Herzlein zu überliefern. Die Diener entrissen nun zwar der Mutter das Kind und trugen es in den Wald, schonten aber seiner aus Mitleid und legten es in eine Baumgabel, damit es vor wilden Tieren sicher sein möchte. Dann fingen sie einen Hasen, nahmen ihm das Herz aus dem Leibe und brachten das dem Kaiser, der sie reichlich dafür beschenkte.

Als nun kurze Zeit hernach ein gewisser Herzog von Schwaben in dieser Gegend jagte und das ausgesetzte Knäblein fand, da nahm er es mit und brachte es seiner Gemahlin. Die war kinderlos und ließ sich von ihrem Gemahl bereden, das schöne Kind als ihr eigenes anzunehmen. Zum Schein stellte sie sich als Wöchnerin, legte sich ins Bett und ließ ausbreiten, sie habe einen Sohn geboren. Der ward dann getauft und erhielt den Namen Heinrich; und fortan ward er für einen jungen Herzog von Schwaben gehalten.

Als nun nach 15 Jahren der Kaiser zu dem Herzog gen Ravensburg kam und den Knaben sahe, fragte er: „Wer ist dieser Knabe?“ Sprach der Herzog: „Das ist mein Sohn!“ Da nahm ihn der Kaiser wider Willen des Herzogs und seiner Gemahlin mit an seinen Hof und ließ ihn, weil er ein wackerer und wohlherzogener junger Herr war, oftmals vor sich kommen.

Da geschah es, daß man die Abkunft des jungen Herzogs von Schwaben beim Kaiser verdächtigte und wissen wollte, der junge Herr

sei ein untergeschobenes Kind. Dem Kaiser schien dies alsbald sehr glaublich; und wie er nun dem Alter des Knaben nachrechnete, wandelte ihn der Verdacht und die Furcht an, es könnte derselbe am Ende das Kind sein, von welchem die Stimme in der Waldmühle geweis- sagt und welches er zu töten befohlen hatte. Deshalb wollte er aber- mals dem vorbeugen, daß er nicht sein Tochtermann würde. Er schickte ihn ohne Säumen gen Aachen mit einem Briefe an die Kaiserin, da- rin geschrieben stand: „So wahr dein Leben dir lieb ist, o Königin, gib dem jungen Herrn, der diesen Brief überbringt, unverzüglich den Tod.“

Wohlgemut machte sich der junge Heinrich auf den Weg, ohne zu ahnen, was ihm drohte. Unterwegs aber kehrte er bei einem gelehrten Priester zu Speier ein und vertraute demselben der Sicherheit wegen seine Tasche mit dem Brief an, bevor er sich zur Ruhe begab. Da trieb die Neugierde den Priester, den Brief des Kaisers, ohne das Siegel zu verletzen, künstlich zu öffnen und zu lesen, woraus er dann mit Schrecken erkannte, in welcher Gefahr der Jüngling schwebte. Um ihn zu retten, änderte er die zwei letzten Wörtlein des Schreibens gar fein und säuberlich, also daß sie von den Schriftzügen des Kaisers nicht zu unterscheiden waren. Jetzt lautete der Brief: „So wahr dein Le- ben dir lieb ist, o Königin, gib dem jungen Herrn, der diesen Brief überbringt, unverzüglich deine Tochter (zur Gemahlin)!“

Darauf verschloß er den Brief wieder mit dem Siegel, so daß er war wie zuvor, und entließ freundlich seinen Gast. Als der nun der Kaiserin den Brief übergeben hatte, tat sie sogleich, wie ihr darin be- fohlen war, und gab dem jungen Herzogssohn ihre Tochter.

Bald kam die Mär davon vor den Kaiser, der anfangs sehr zornig ward. Wie er aber erfuhr, daß die edle Gräfin von Calw in der Mühle zu Hirsau diesen Jüngling geboren hatte, und wie er der Weissagung gedachte, so er damals gehört, da gab er sich darein und rief aus: „Nun merk ich wohl, daß Gottes Ordnung niemand hintertreiben mag!“ Er erhob seinen Tochtermann, den ihm das Schicksal beschert hatte, zum Herzog von Alamannien, und als Konrad im folgenden Jahre starb (1039), ward Heinrich zugleich deutscher König und römischer Kaiser an seiner Statt.

Nach Gottfried von Viterbo und Martin Crusius.

Anmerkung: Die Mühle, in welcher Kaiser Heinrich geboren sein soll, stand vor fünfundsiebzig Jahren noch und galt damals für eines der ältesten Gebäude in

Hirsau. Ihr Besitzer bekam der Sage nach seit jener Zeit alljährlich zwanzig Klafter Brennholz und alles Bauholz, das er zur Mühle brauchte, umsonst vom Staate geliefert. —

Ebenso stand um die Mitte des 18. Jahrhunderts beim „Waldhorn“ noch eine uralte, schöne Kapelle an dem Platze, wo die Diener das Kind des Grafen von Calw „zwischen zwei Bäume“ wie in eine Wiege gelegt hatten. Sie wurde die „Heinrichskapelle“ genannt und gleich anderen dortigen Denkmälern in roher Weise abgebrochen. So erzählten alte Leute dem Sagenforscher E. Meier (1850).

## Graf Hz im Bart und die Glocke von Sindelfingen

Ehe sich die Calwer Grafen im Nagoldtale niederließen, saßen sie auf einer Burg bei Sindelfingen am Rande des Schönbuchs.

Eines Tages, als Graf Hz im Bart (Aldalbert II., der geschichtliche Stifter der Klöster Hirsau und Sindelfingen), müde von der Jagd im Sindelfinger Wald auf seine Burg heimgekehrt, eingeschlafen war, hatte er einen seltsamen Traum. Es deuchte ihn, als träte ein Mann mit weißen Kleidern vor ihn und spräche zu ihm: „Du sollst die Mauern deiner Burg abbrechen und aus ihren Steinen eine Kirche erbauen. Zum Zeichen dafür, daß ich von Gott komme, laß dir sagen: Es wird sich eine Glocke in einem See in der Nähe finden. Diese soll der Erstling für das Gotteshaus werden, und für ewige Zeiten soll sie auf seinem Turme hangen.“

Kaum graute der Tag, da meldete sich einer der Jäger beim Grafen, er habe ihm wichtige Kunde zu bringen. „Was ist's?“ fragte Hz im Bart. „Schon lange war ich einer Wildsau auf der Fährte. Gestern abend bin ich wieder auf ihre Spur gekommen; wie ich sie verfolgte, gelangte ich zu einem See im Walde. Dicht an seinem Ufer im Gestrüpp fand ich die Sau mit ihren Jungen in einer Höhlung am Boden, und der Rand der Höhlung glänzte wie Metall. Wie ich aber genau hinsah, da war die Höhlung der Bauch einer gewaltigen Glocke. Die hatte das Schwein aus dem See gewühlt.“

Als der Jäger seinen Bericht geendet, erkannte der Graf die Wahrheit seines Traumes. Alsbald sandte er Leute an den See, um nach der Glocke zu forschen. Und wirklich fand man diese ganz nach des Jägers Bericht. Mit Mühe zog man sie aus dem Schlamm und hängte sie auf den Turm der neuerbauten Kirche zu Sankt Martin in Sindelfingen.

Nach N. Kapff.

## Graf Hubert von Calw

Vor vielen hundert Jahren war zu Calw ein Graf, der besaß großen Reichtum und lebte herrlich und in Freuden, bis er eines Tages zu seiner Gemahlin sagte: „Soll ich nicht ganz und gar verloren gehen, so muß ich auch lernen, wie es tut, wenn einer arm ist.“ Deshalb zog er ein schlechtes Kleid an, nahm Abschied von seiner Gemahlin und wandte sich gegen die Schweiz.

Hier (nach anderen in der Rottweiler Gegend) wurde er in dem Dorfe Deißlingen Kuhhirt und hütete die ihm anvertraute Herde mit allem Fleiß auf einem Berge; und obwohl das Vieh gedieh und fett ward, wurde er doch von den Bauern nach einigen Jahren seiner Dienste entlassen, weil sie verdroß, daß er beständig auf dem nämlichen Berge weidete.

Hierauf ging er zurück nach Calw, wo seine Gemahlin eben mit einem andern Hochzeit hielt, und erbat sich als Pilgrim in seinem Schloß ein Almosen. Als man ihm nun ein Stück Brot brachte, wollte er's nicht nehmen, es sei denn, daß ihm auch der Gräfin Becher voll Weins dazu gereicht würde. Nachdem er den Becher empfangen und ausgetrunken hatte, ließ er seinen goldenen Trauring darein fallen und kehrte stillschweigend in das vorige Dorf zurück. Hier vertrauten ihm die Bauern ihr Vieh aufs neue an, weil sein Nachfolger dieses Amt indessen sehr schlecht versehen hatte, und behielten ihn als Hirten, so lange er lebte.

Als aber der Graf sein Ende herannahen fühlte, eröffnete er den Leuten, wer er sei. Er befahl, ihn nach seinem Tode von Ochsen hinausführen zu lassen, dort, wo diese stille ständen, zu begraben und daselbst auch eine Kirche zu erbauen. So geschah es denn auch, und die Kirche über seinem Grabe ward die Sankt Hupertuskirche, auch kurz St. Obert oder Hupert genannt. Dahin wurden später Wallfahrten angestellt und zu seinem Gedächtnis Messen gehalten, und es durfte jeder Bürger von Calw, der dort vorbeizog, an die Pforte pochen oder sich um etwas anmelden.

Noch im 18. Jahrhundert sollen Calwer Kaufleute, die auf die Zurzacher Messe in die Schweiz reisten, von diesem Vorrecht Gebrauch gemacht und die Glocken gezogen haben.

Nach Martin Crusius.

Etwas verändert erscheint diese Sage in nachfolgendem Gedicht:

### Graf Ulbertus von Calw

Bei Calw in jenen Gau'n,  
Die Württemberg man nennet,  
Wo man viel Sagen kennet  
Von Rittern und von Frau'n,

Da liegt in Waldes Schoß  
Ein alter Bau verstecket,  
Jahrhunderte bedecket  
Von Efeu und von Moos.

Der Wind durchrauscht den Saal  
Gleich klagendem Gewimmer,  
Wo einst in goldnem Schimmer  
Klang Laute und Pokal;

Wo einst in üpp'ger Pracht  
Ulbertus' Frau gelebet,  
Nach Weltlust nur gestrebet,  
Niemals an Gott gedacht;

Ulbertus aber trüb  
Und still gelebt in Schmerzen,  
Dem gottgeweihten Herzen  
Stets fremd die Upp'ge blieb.

„Ich scheid“, sprach er, „Weib!  
Leb wohl und sei mein Erbe!  
Ich scheid', eh' ich verderbe  
Allhier an Seel und Leib.“

Will seh'n, wie Armut tut;  
Reichtum hab ich genossen.  
Leb wohl! Dir zum Genossen  
Verbleib der leichte Mut!“





Graf Ulberts Tod

Und fröhlich legt vom Leib  
Er sein Gewand von Seide  
Und zieht im Linnenkleide,  
Ein Bettler, von dem Weib.

Ihr Ring nur hält ihm fest  
Am Finger, eng gespannt,  
Bleibt, wie ins Fleisch gebannet,  
So sehr er zieht und preßt.

Es brennt, wie Höllenglut,  
Das eitle Pfand der Bösen.  
„O möcht' s vom Finger lösen  
Mir bald ein Engel gut!“

Er wallt ins Schweizerland,  
Treibt dort als Hirt die Herde  
Und schläft auf harter Erde  
Und trinkt aus hohler Hand

Und kniet auf blum'ger Au  
Am Kreuze manche Stunden.  
Sein Fleisch, das ist geschwunden,  
Sein Bart ist lang und grau.

Im späten Abendrot –  
Die Sage singt' s – bei Schafen,  
Da find' t den frommen Grafen  
Ein irrer Ritter tot.

Ein Glanz sein Haupt umfließt,  
Licht liegt er, wie verkläret;  
Vom Finger abgezehret  
Der Ring gefallen ist.

Es ist dieselbe Nacht,  
Da in dem hellen Saale  
Beim zweiten Hochzeitsmahle  
Die Gräfin scherzt und lacht.



Der Tod beim Hochzeitsfeste

Hoch hebt sie den Pokal,  
Es glüht ihr Wang' und Lippe —  
Da tritt, ein bleich Gerippe,  
Der Tod dumpf durch den Saal.

Der läßt, zu ihr gewandt,  
Hoch vor den Gästen allen  
Den Ring ins Glas ihr fallen,  
Sie hat ihn wohl erkannt.

Die Saiten springen laut  
Von Harfe und von Leier,  
Und an das Herz dem Freier  
Sinkt tot die üpp'ge Braut.

Justinus Kerner.

## Graf Anselm von Calw und die Stiftung der Wurmlinger Kapelle

Graf Anselm von Calw hatte kein Weib und keine Kinder. Darum vermachte er all sein Vermögen für den Fall seines Todes den gräflichen Dienern. Dafür mußten sie aber versprechen: ihn nach seinem Absterben in einem schwarzen Sarg auf einem schwarzen Wagen von schwarzen Stieren ins Land hinausführen zu lassen, den Stieren freien Lauf zu geben, den Leichnam da zu bestatten, wo die Tiere von selbst hielten, und über dem Grab eine Kapelle zu bauen. So tat man nach seinem Tod, und die Stiere hielten auf dem Wurmlinger Berg. Von fünf Ortschaften in der Umgebung wurde geläutet, als man den Grafen droben bestattete. Bald erhob sich über Anselms Grab die Wurmlinger Kapelle.

Auch hielt man bis vor hundert Jahren den Jahrtag, der von dem Grafen zu seinem bleibenden Gedächtnis gestiftet worden war. Dazu kamen am Dienstag nach Allerseelen sämtliche Geistliche des Landkapitels Sülchen-Rottenburg auf den Berg. Jeder erhielt aus der Stiftung einen neuen Kübel voll Haber und ein neues Halfter für sein Pferd. Der Kämmerer des Kapitels ließ dazu eine Fuhr dürrer Scheiter, einen Sack voll Kohlen zu einem Feuer ohne Rauch, eine haselbraun gebratene Gans für den Fuhrmann, einen gemästeten

dreijährigen Stier, ein drei-, ein zwei- und ein einjähriges Schwein, ein Faß drei-, zwei- und einjährigen Biers und dreierlei Brot auf den Berg schaffen zu dem Gedächtnismahl. Der Abfall der reichen Mahlzeit kam den Aussätzigen zu gut, die an dem Tag auf den Berg kamen und auf der Haut des geschlachteten Stieres sitzen mußten. Für den Fall, daß je davon abgewichen würde, ward bestimmt, daß der älteste aus dem Geschlecht derer von Calw zu Rosß im Bügel stehend einen goldenen Pfennig gegen das Gotteshaus schnellen sollte, zum Zeichen dafür, daß die Stiftung aufgehoben sei. Nach W. Mönch u. R. Kapff.

## Totenklage

des Minnesängers von Buchheim  
um Gottfried, den letzten Grafen von Calw (1260).

O we der grozen swaere!  
Der biderbe Calvaere  
Ist ze vruje tot,  
Des lip nach hohen ehren streit,  
Er war ein helt  
Gar us erwelt  
Vil manhaft und werliche;  
Sin tot ist mir ze schaden bekant:  
Lebte der tugentriche,  
Die Heren muften deste tiurre\*  
Sin in Swaben lant.

---

Ein edler Mann lebt nie vergebens,  
Er geht einst, hemmt sich hier sein Lauf,  
Nach Sonnenuntergang des Lebens  
Als ein Gestirn der Nachwelt auf.

Christoph August Tiedge.

\* teuer

# Die Grafen von Eberstein

Da droben auf jenem Berge  
Da stehet ein altes Haus.  
Es schreiten zur Nacht und am Mittag  
Viel Rittergestalten heraus.

Die weilten in herrlichen Tagen  
Hier fröhlich am gastlichen Herd.  
Sie haben viel Schlachten geschlagen,  
Sie haben viel Becher geleert.

Das alles ist leider vorüber,  
In Trümmern das alte Tor.  
Wer rufet aus Schutt und aus Gräften  
Die mächtige Zeit uns hervor?

Mar von Schenkendorf.

Gleich den Calwer Grafen im Würmgau, stieg auf der Rheinseite des Schwarzwaldes und nahe der Alamannengrenze, im alten Uffgau, ein edles Geschlecht zu geschichtlicher Bedeutung empor: die Grafen von Eberstein. Weit dehnte sich zu Zeiten ihre Herrschaft; bis zum Rhein, zur Rench und in den fernen Kraichgau gebot ihr machtvoller Arm. Im Umkreis der Burg rodeten sie den Wald; Dörfer entstanden und einsame Höfe. Im Tale der Alb aber schufen Berthold (III.) und Uta in der Sorge um das Heil ihrer Seelen zwei Klöster, die ihre Namen durch die Jahrhunderte lebendig hielten: Frauenalb (1138) und Herrenalb (etwa 1148)\*

In grauen Fernen verlieren sich nach der Sage die Anfänge des Hauses Eberstein; bis in die Zeit Karls des Großen und Ottos I. sollen seine Wurzeln reichen; und eine erstaunliche Lebenskraft erhielt es durch der Jahrhunderte Sturm und Drang, bis 1660 der letzte Sproß des Geschlechtes zu Grabe stieg.

## Ursprung des Calwer und des Ebersteiner Grafengeschlechts

Zur Zeit Karls des Großen gebot zu Altdorf im Schuffentale Graf Isenbart. Einst kam zu Irmentraud, seiner Gemahlin, ein Bettelweib und bat um ein Almosen für ihre hungernden Kinder. Da

\* Siehe den Abschnitt: Von Kirchen, Klöstern und frommen Stiftern.

ließ sie die stolze Welfin hart an und sagte zu ihr: „Wenn du keine Kinder verhalten kannst, so hättest du halt auch nicht heiraten sollen!“ Das verdroß die arme Frau und sie wünschte der Gräfin, daß sie zwölf Kinder auf einmal bekommen sollte. Das geschah auch. Und weil der Graf eben auf der Jagd war, beschloß sie, es vor ihm zu verheimlichen. Sie schickte daher ihre Magd mit elfen von den Knaben an den Bach; darin sollte sie die Neugeborenen ertränken.

Da traf es sich, daß der Graf gerade von der Jagd zurückkam und der Magd begegnete. Er fragte sie, was sie in ihrem Korbe habe. Die Magd antwortete: „Ich will hingehen und junge Hunde in der Schussen ertränken.“ Da öffnete der Graf den Korb und erfuhr den Handel. Er ließ die elf Knäblein zu braven Müllersleuten bringen, um sie dort aufziehen zu lassen. Der Magd aber gebot er, der Gräfin zu melden, sie habe ihren Auftrag ausgeführt.

Die Knaben gediehen, und als sie das siebente Jahr erreicht hatten, veranstaltete ihr Vater ein großes Fest. Dazu waren viel vornehme Gäste geladen. Während des Mahles brachte der Graf wie zufällig das Gespräch auf Verbrechen und Strafen. Dabei fragte er die Gräfin, welche Strafe eine Mutter verdiene, die elf Kinder umgebracht habe. Da sagte die Falsche: „Ei, die verdiente, daß sie lebendig in Del gesotten würde.“ „So hast du dir dein Urteil selbst gesprochen!“ erwiderte ihr der Graf und ließ zugleich die Türe zu einem Seitengewach öffnen, aus dem die elf Knaben hereintraten. Darauf erzählte er die Geschichte seinen Gästen. Die Gräfin fiel ihrem Gemahl zu Füßen und flehte um Gnade. Da auch die Kinder für ihre Mutter baten, schenkte ihr der Graf das Leben.

Von den zwölf Knaben ward einer Bischof; von den übrigen leiten die Welfen zu Altdorf, die Herzoge von Franken, die Grafen von Hohenzollern, von Heiligenberg und Toggenburg, die Herzoge von Alamannien sowie die Grafen von Ottingen, Wölpe, Katzenellenbogen und endlich die von Calw und Eberstein ihren Ursprung ab.

Nach den Brüdern Grimm und R. Kapff.

## Wendelgardis und der Bettler

Die Gräfin Wendelgardis von Eberstein war an Ulrich, den Grafen im Litzgau und zu Buchhorn (am Bodensee) verheiratet. Bei dem Einfall

der Ungarn in Bayern zog dieser dem Landesfeind entgegen, wurde aber gefangen und weggeführt. Die Gräfin glaubte ihn tot und ging darum mit Bewilligung des Bischofs Salomon von Konstanz in St. Wibrodens Kloster zu St. Gallen. Sie ließ auch jährlich zu Buchhorn eine Totenmesse zum Gedächtnis ihres Gemahls halten, welcher sie jedesmal beiwohnte.

Als sie nun im Jahr 919 wieder nach Buchhorn gegangen war und nach geendigter Messe die gewöhnliche Spende an die Armen austeilte, da trat ein Bettler zu ihr, dem sie eine Gabe reichte. Dieser aber nahm sie in seine Arme und drückte sie an seine Brust, worauf die Umstehenden ihn ergreifen wollten und ihm mit Schlägen drohten. Er aber rief: „Ich habe der Streiche schon genug erduldet. Ich bin Graf Ulrich, und dieses hier ist meine getreue Hausfrau, die mich für tot gehalten, während ich in harter Gefangenschaft schmachtete.“

Wendelgardis erkannte jetzt auch ihrerseits den Gemahl, und die Freude des Wiedersehens war groß. Der Bischof Salomon von Konstanz sprach sie ihres Gelübdes ledig und sie ward aufs neue mit ihrem Gemahl vereint. Aber schon ein Jahr darauf starb die Gräfin in den Wochen. Ihr Sohn Burkhard wurde im Kloster zu St. Gallen erzogen und später zum Abt daselbst erwählt.

*Nach Alois Schreiber.*

## Kaiser Otto und die Grafen von Eberstein

Als Kaiser Otto seine Feinde geschlagen und die Stadt Straßburg bezwungen hatte, lagerte er vor der Burg der Grafen Eberstein, die es mit seinen Feinden hielten. Das Schloß stand auf einem hohen Fels am Wald, und dritthalb Jahre lang konnte es das kaiserliche Heer immer nicht bezwingen, sowohl der natürlichen Festigkeit als der tapfern Verteidigung der Grafen wegen. Endlich riet ein kluger Mann dem Kaiser folgende List: Er solle einen Hoftag nach Speier ausschreiben, zu welchem jedermann ins Turnier sicher kommen dürste; die Grafen von Eberstein würden nicht säumen, sich dort einzufinden, um ihre Tapferkeit zu beweisen; mittlerweile möge der Kaiser durch geschickte und kühne Leute ihre Burg überwältigen lassen.

Der Festtag zu Speier wurde hierauf verkündigt. Der König, viele Fürsten und Herren, unter diesen auch die drei Ebersteiner, waren zugegen, und manche Lanze wurde gebrochen. Des Abends begannen die



Reihen, wobei der jüngste Graf von Eberstein, ein schöner, anmutiger Mann mit krausem Haar, vortanzen mußte. Als der Tanz zu Ende ging, nahte sich heimlich eine schöne Jungfrau den drei Grafen und raunte: „Hütet euch; denn der Kaiser will eure Burg ersteigen lassen, während ihr hier seid; eilt noch heute nacht zurück!“ Die drei Brüder berieten sich und beschloßen, der Warnung zu gehorchen. Darauf kehrten sie wieder zum Tanz, forderten die Edeln und Ritter zum Kampf auf morgen und hinterlegten hundert Goldgulden zum Pfand in die Hände der Frauen. Um Mitternacht aber schifften sie über den Rhein und gelangten glücklich heim in ihre Burg.

Kaiser und Ritterschaft warteten am andern Tage vergebens auf ihr Erscheinen zum Lanzenspiel. Endlich befand man, daß die Ebersteiner gewarnt worden wären. Otto befahl, aufs schleunigste die Burg zu stürmen; aber die Grafen waren dorthin zurückgekehrt und schlugen den Angriff mutig ab. Als mit Gewalt gar nichts auszurichten war, sandte der Kaiser drei Ritter auf die Burg, mit den Grafen zu unterhandeln. Sie wurden eingelassen und in Weinkeller und Speicher geführt. Man holte weißen und roten Wein, und Korn und Mehl lagen in großen Haufen. Die Abgesandten verwunderten sich über solche Vorräte. Allein die Fässer hatten doppelte Böden oder waren voll Wasser; unter dem Getreide lag Spreu, Kehrlicht und alte Lumpen. Die Gesandten hinterbrachten dem Kaiser, es sei vergeblich, die Burg länger zu belagern; denn Wein und Korn reiche denen in der Burg noch auf dritthalb Jahre aus.

Da wurde Otto geraten, seine Tochter mit dem jüngsten Grafen Eberhard von Eberstein zu vermählen und dadurch dieses tapfere Geschlecht auf seine Seite zu bringen. Die Hochzeit ward in Sachsen gefeiert, und der Sage nach soll es die Braut selber gewesen sein, welche an jenem Abend die Grafen gewarnt hatte.

Jakob und Wilhelm Grimm.

## Das ebersteinische Wappen

Vor alten Zeiten waren die Grafen von Eberstein gar angesehene und vornehme Herren; ja sie waren mächtiger und reicher als die Markgrafen von Baden; denn diese ritten ihnen zu Hofe und dienten ihnen. In ihrem Wappen führten sie einen schwarzen Eber im goldenen Feld über einem grünen Felsen.

Da begab es sich einſmals, daß der römische Kaiſer einen Grafen von Eberſtein in einer wichtigen Angelegenheit gen Rom zum heiligen Vater entſandte. Als er dort ankam, traf er viele andere Fürſten und Herrn, die gleichfalls als Botſchafter ſich daſelbſt aufhielten.

In dieſe Zeit fiel der Sonntag Lätare, das iſt der Roſenſonntag oder der dritte Sonntag vor Oſtern. An dieſem Tage pflegen die Päpſte unter mancherlei Feierlichkeiten und Gebeten eine goldene Roſe zu weihen und mit köſtlichen Spezereien zu ſalben. Dieſe verehren ſie alsdann zu beſonderer Auszeichnung demjenigen, den ſie unter den am Hofe anweſenden Fremden für den würdigſten halten. Auch wird die Roſe bisweilen auswärtigen Fürſten überſandt. Dieſes Mal aber ward dem Grafen Eberhard von Eberſtein dieſe Ehre zu Teil.

Nach wohl ausgerichteten Geſchäften kehrte der Graf zum Kaiſer zurück und erſtattete ihm Bericht über den Erfolg ſeiner Sendung. Der Kaiſer bezeigte ſich äußerſt zufrieden damit und machte ihm zum Zeichen ſeiner Gnade einen herrlichen Ring mit einem koſtbaren Türkis zum Geſchenk. Als aber der Kaiſer noch vernommen, wie ſein Geſandter vom Papſte empfangen und vor allen übrigen ausgezeichnet worden, da änderte er das Wappen derer von Eberſtein und gab ihnen ſtatt des ſchwarzen Ebers eine rote Roſe; und zur Erinnerung an den köſtlichen Ring, welchen er dem Grafen verehrt, ſetzte er einen blauen Türkis in die Mitte.

Seit der Zeit führen die Grafen von Eberſtein eine rote Roſe mit blauem Kern im weißen (ſilbernen) Felde als Wappen.

*Nach Alois Schreiber.*

## Agnes von Eberſtein und der Abt von Herrenalb

Ein Graf von Eberſtein, Eberhard mit Namen, ward einſt vom Kaiſer beauftragt, die Burg des geächteten Ritters Kunz von Hohenwart zu brechen. Nach vielen Wochen gelang es ihm, ſich der Feſte zu bemächtigen. Faſt alle Verteidiger fanden nach tapferer Gegenwehr den Tod. Nur wenige Gefangene fielen in Eberhards Hand, darunter auch des Ritters vierzehnjähriges Söhnlein Johann, der letzte Sproſſe ſeines Hauſes. Er ward in das Kloſter Herrenalb gebracht, um dort erzogen und darnach in die Mönchskutte geſteckt zu werden. Sein Erbe aber fiel dem Sieger zu, der einen ſtattlichen Teil davon dem Kloſter überantwortete.

Ein verzehrender Haß glühte ob des erlittenen Unrechts in der Brust des jungen Mönches. Sein einzig Sinnen und Trachten war, sich an dem Grafen zu rächen. Dabei galt er als ein Muster klösterlicher Frömmigkeit, und er wußte sich bei den Brüdern in hohe Gunst zu setzen. So ward, als der alte Abt zu sterben kam, der kaum Fünf- undzwanzigjährige an seiner Statt zum Vorsteher des Klosters erwählt. Nun glaubte er die Zeit reif, Rache zu nehmen an dem Verderber seines Hauses.

Zufällig erfuhr er, daß des Ebersteiners größtes Glück auf Erden seine einzige Tochter sei, die schöne Gräfin Agnes. Auch wurde ihm durch Rundschafter hinterbracht, daß die Jungfrau oft diesseits der Murg lustwandelnd sich ergehe. Eines Tages ließ er sie durch vermummte Knechte überfallen und heimlich ins Kloster führen. Dort wurde sie in einer geheimen Zelle untergebracht. Des Abtes finsterner Plan war, die Gräfin zu verderben. Aber Agnesens Unschuld und Schönheit entwaffneten seinen Groll und ließen sein Herz in heftiger Liebe zu ihr entbrennen. Als Ritter verkleidet, begab sich nun der Abt täglich zu der gefangenen Gräfin. Er versprach ihr, sie bald aus dem Kloster zu befreien und wieder auf das väterliche Schloß zu bringen; seine Absicht war jedoch, mit ihr in ein fremdes Land zu fliehen.

Aber der Graf hatte Kunde erhalten von dem Verbleib seiner Tochter; auch der Fluchtplan war ihm durch einen Zufall zu Ohren gekommen. Als Abt Johann in der verabredeten Nacht mit der Jungfrau und dem Klosterschatz wegritt, wurde er bei den Falkensteinen von Eberhard und seinen Keisigen angehalten. Nach kurzem Gefecht lag er blutend am Boden und gestand, da er sich dem Tode nahe fühlte, dem Ebersteiner reumütig seine Tat. Der verzieh dem Schwerverwundeten, ließ ihn auf sein Schloß bringen und pflegte sein, bis er geheilt war. Dann rüstete er ihn aus mit Roß und Gewaffen und hieß ihn gegen die Ungläubigen ziehen. In der Schlacht bei Edessa soll er gefallen sein. Die Gräfin aber nahm den Schleier und beschloß ihre Tage in dem Zisterzienser-Frauenkloster an der Alb.

Den mitgeführten Schatz, der etwa soviel betrug, als von des Abtes Gütern an das Kloster gefallen war, brachte ein fremder Mann am Tage nach der Flucht den Mönchen zurück. Sonst hat man in Herrenalb nichts mehr über das Schicksal des Abtes Johann erfahren.

Nach Alois Schreiber.

## Der Grafensprung bei Neu-Eberstein

Unter all den Felsbildungen, Hängen und Steilwänden, an denen das tiefgefurchte Thal der Murg so reich ist, hat neben der Engels- und Teufelskanzel der „Grafensprung“ die menschliche Einbildungskraft am stärksten und nachhaltigsten beschäftigt. Ein Kranz von Sagen hat sich um diese eigenartige Stätte gelegt, wo aus den rauschenden Wassern des Flusses der steilgetürmte Fels empor wächst zu der Höhe, auf welcher seit Jahrhunderten Schloß Eberstein thront mit Turm und Binnen.

### 1.

Wolf von Eberstein lag in Fehde mit dem Grafen Eberhard dem Greiner von Württemberg. Dieser rückte mit großer Heeresmacht gegen die Burg Alt-Eberstein und zerstörte sie. Der Besiegte machte hierauf einen Anschlag, den Württemberger samt seinem Sohn Ulrich im Wildbad zu überfallen und aufzuheben (1367). Dieser Plan scheiterte jedoch, und Wolf ward in die Reichsacht getan. Er flüchtete auf das Schloß Neu-Eberstein, das ihm und seinem Oheim Wilhelm gehörte. Sein Aufenthalt daselbst blieb jedoch nicht lange verborgen, und abermals mußte er sein Heil in der Flucht suchen. Um die Morgendämmerung gedachte er das Schloß zu verlassen; allein die Feinde hatten über Nacht alle Ausgänge am Fuße des Berges bis an die Murg besetzt, die unten an der jachen Felswand vorbeirauscht. Aber der Geächtete war entschlossen, lieber in den Tod zu gehen, als lebendig in die Hände seiner Feinde zu fallen. Rasch lenkte er sein Pferd auf die steil über den Fluß hinausragende Felskuppe und setzte mit einem gewaltigen Sprung in den schäumenden Abgrund hinab. Wie durch ein Wunder blieb er ungefährdet; nur sein Roß versank mit zerschmetterten Beinen in der Tiefe. Glücklicherweise erreichte Wolf, von den Württembergern unbehelligt, das jenseitige Ufer. Dann begab er sich in das Hoflager des Pfalzgrafen, wo er sicheren Unterschlupf fand.

Nach Alois Schreiber.

Die Württemberger schlossen ihn ein.

Was tat Wolf Eberstein?

Er ritt von der Burg  
Hinab an die Murg  
Zum steilsten Rand  
Der Felsenwand.

Da war die Welt von Feinden rein.  
 Da sprengt' er in die Murg hinein.  
 Erhalte Gott dich, Eberstein!  
 So feste Flucht bringt keine Schmach.  
 Die Feinde selber jauchzen nach.  
 Er kam hinab ohn Ungemach.  
 Fort ritt er dann,  
 Frei war der Mann:  
 Seh einer, ob er's auch so kann!

August Kopisch.

2.

Ein Diener der Grafen von Eberstein entwendete diesen einen Schatz, verscharrte ihn bei dem benachbarten Wachtelbrunnen und pflanzte eine Tanne darauf. Jeden Abend bis an das Ende seines Lebens besuchte er diesen Platz, trank aus dem Brunnen und betete dort. Da er aber den Schatz seinem rechtmäßigen Herrn nicht mehr zurückgab, mußte sein Geist hier umgehen. Eines Abends, als Graf Wilhelm von Eberstein in der Dunkelheit heimwärts ritt, wurde sein Pferd von dem Gespenst erschreckt. Blind vor Entsetzen raste es dahin, und Roß und Reiter stürzten über den Abgrund in die Murg, doch ohne den geringsten Schaden zu erleiden.

Nach v. Beust.

3.

Auf der Burg Neu-Eberstein waren einmal drei Brüder, welche über die Teilung ihrer Güter lange nicht einig werden konnten. Endlich kamen sie überein, daß derjenige von ihnen alles erhalten solle, der den steilen Abhang des Schloßberges gegen die Murg dreimal hinauf und hinab reiten werde. Der jüngste unternahm es zuerst und gelangte glücklich zwei Mal hinauf und hinunter; beim dritten Ritt aber stürzte er mit dem Pferd in die Tiefe und brach das Genick. Hierdurch abgeschreckt, verglichen sich die beiden andern in brüderlicher Weise; auch nahmen sie zum immerwährenden Andenken in ihr Wappen drei Männer auf, deren einer ohne Kopf ist. Von dem Vorgange trägt der Abhang den Namen „Grafenries“ oder „Grafensprung“.

Nach B. Baader.

4.

Ein Graf zu Neu-Eberstein bestritt einst gegen zwei Ritter, daß es einen Gott gebe. Um den Streit zu entscheiden, beschloßen sie, den

steilen Bergabhang vom Schlosse zur Murg dreimal miteinander hinab und hinauf zu reiten, und wer dies glücklich vollbringe, der habe den wahren Glauben. Zweimal ritten sie ohne Schaden hinunter und hinauf, aber beim dritten Hinabreiten stürzte des Grafen Pferd in die Tiefe und ward mit ihm zerschmettert; die Ritter dagegen gelangten glücklich ins Tal und wieder aufs Schloß. Von dieser Begebenheit heißt der Abhang „Grafenries“ und „Grafensprung“, und ein Felsen daneben, von welchem der Teufel dem Ritt zugesehen, Teufelskanzeln. Da, wo der Graf geritten, wächst kein Gras, und in den heiligen Nächten muß er dort in feuriger Gestalt umgehen.

Nach B. Baader.

## Wolf und Hildegund

Wolf von Eberstein, dessen Raub- und Fehdelust seinem Geschlecht zum Verderben geworden ist, lebt nicht nur im „Grafensprung“ fort; noch manche andere Sage hat ihren Glanz um seine unruhvolle Gestalt gelegt. Die folgende Erzählung knüpft an den ehelosen Stand des Grafen an.

Nach dem Überfall im Wildbad zog der schwergekränkte Greiner mit Heeresmacht vor Schloß Eberstein, um den Landfriedensbruch zu rächen.

Damals wohnte bei Reichental auf einem Lehenhose ein kriegstüchtiger Mann: Hademar, der Arzinger genannt. Wolf hatte ihn samt seiner hold erblühten Tochter Hildegund einst von einer Kriegsfahrt heimgebracht. Woher er stammte, wußte außer dem Grafen niemand; das Volk hielt ihn für einen verarmten edeln Herrn.

Als des Württembergers Heerhaufen ins Tal der Murg niederstiegen, weilte Hademar auf dem Grafenschlosse. Kaum hatte Hildegund die ersten Feinde erblickt, so lief sie eilend auf heimlichen Wegen nach Eberstein hinüber, den Grafen zu warnen. Wolf ließ alsobald die Zugbrücke aufziehen und die Mauern mit Mannen besetzen. So war der Überfall vereitelt, und die Württemberger mußten sich zu langer Belagerung einrichten. Hildegund aber blieb auf dem Schlosse. Sie pflegte die Wunden, sie tröstete die Sterbenden: allen erschien sie als ein guter Engel. „Sie muß meine Wölfin werden“, sagte eines Tages Graf Wolf, und Hademar war dessen zufrieden. Kaum waren die Feinde nach erfolgloser Belagerung abgezogen, da rüstete Wolf die Hochzeit.

Am Vorabend des Festes erschien Wolf von Wunnenstein, der „gleißende“ genannt, auf Eberstein. Er überredete den Grafen, den Feinden nachzusetzen und ihnen das auf ebersteinischem Boden geraubte Vieh abzugeben. Hoch zu Ross ritt Wolf mit Hildegund, der Arzingerin, samt einem wohlbewehrten Haufen aus der Burg. Bei Loffenau wurde der feindliche Troß eingeholt. Ein wildwütiges Streiten hub an, und Graf Wolf geriet in harte Bedrängnis. Hildegund suchte ihn zu schirmen. Da ereilte sie ein Speerstoß, der dem Grafen gegolten hatte, und schwer getroffen sank sie vom Ross. Wie rasend drangen jetzt die Ebersteiner auf die Feinde ein, und in wenigen Augenblicken war der Sieg entschieden. Aber auf dem Rasen lag Hildegund todwund mit brechendem Auge. Tieferschütteret kniete Wolf neben die Sterbende nieder und tat das Gelübde: „Und mußt du hier auf blutigem Feld dein Leben für mich hingeben, so soll kein anderes Weib mein eigen sein.“

Drei Tage darnach ward die Grafenbraut in der Kirche zu Gernsbach zur Erde bestattet. Aber Wolf hat Wort gehalten. Von keines Weibes Liebe umhegt, ist der harte Mann durch sein unruhiges Leben gegangen, in erfolglosen Kämpfen gegen aufstrebende Nachbarn seine Kraft verzehrend.

Nach Aurelias Sagenkreis.

## Neu-Eberstein

Sei mir recht innig begrüßt, du freundliches, herrliches Bergschloß!  
 Tief aus der trunkenen Brust sei mir gesegnet, begrüßt!  
 Schon aus der Fern sieht dich der Wanderer,  
 Fördert munter den rüstigen Schritt durch den beschattenden Wald,  
 Und was er auch erwartet von schöner und lieblicher Aussicht,  
 Ach, du belohnst ihn mehr, als er je zu ahnen gedacht.

\* \* \*

## Die Spieleiche im Hagenschieß bei Pforzheim

Im Hagenschieß stand bis zum Jahre 1840 ein uralter Riesenbaum, die Spieleiche genannt. Von ihr berichtet die Sage:

Der Hagenschieß gehörte vor Zeiten den Freiherren Leutrum von Ertingen, wurde aber von einem derselben an den Markgrafen

von Baden im Würfelspiel verloren. Dies geschah unter einem Eichenbaum des Waldes, welcher davon die Spieleiche genannt ward.

Nach B. Baader.

Vom tannengrünen Hagenschieß scholl Hörnerklang und Bellen,  
Es jagten da mit Bogen und Spieß zwei edle Weidgesellen.  
Der Markgraf und der Junker frei erlegten Hirsch und Hasen,  
Und nach der lustigen Jägerei im Moos die Jäger saßen.

Da saßen sie und tranken baß im Schutz der alten Eiche.  
Heiß war der Tag und voll das Faß vom besten Wein im Reiche.  
Der eine sprach: „Mein Junkerlein, ich kann dir's nicht verschweigen,  
Dein Hagenschieß ist wunderfein, ich wollt, er wär mein eigen.“

Der andre sprach: „O Markgraf mein, ich kann dir's nicht verschweigen,  
Ein Engel ist dein Töchterlein, ich wollt, es wär mein eigen.  
Das Fürstenkind, ich weiß es schon, wird nimmermehr zu Teil mir,  
Doch nimmer auch um andern Lohn mein grünes Erbe feil mir.“

Der Markgraf wirft in tollem Mut drei Würfel in den Becher:  
„Fortuna ist dem Kühnen gut, wirf an du kühner Sprecher!  
Ist mein der Sieg, so gibst du mir den Hagenschieß zum Lohne,  
Ist dein der Sieg, so geb ich dir zum Lohn der Frauen Krone.“

Es gilt! Schon tanzen kühn und rasch die Würfel, fein geglättet:  
Der Markgraf trifft den höchsten Paßch, der Junker hat verwettet.  
„Fahr hin, du grüner Hagenschieß, fahr wohl du Bier der Frauen,  
O Heimat, Jugendparadies, ich will dich nicht mehr schauen.  
Will jagen nun wie Sturmeswehen im dichtesten Wald der Speere,  
Wo purpurrote Röslein stehen; mein Herzlieb sei die Ehre!“

E. Brauer.

\* \* \*



# Von Klöstern, Kirchen und frommen Stiftern

Aus den Tannenwipfeln ragte  
Eines Türmleins spitzer Ke gel,  
First und Giebel eines Klosters  
Nach Sanct Benediktus Regel . . .  
F. W. Weber.

## Hirsau vor Zeiten

Hac agiles in valle greges errare solebant  
Cervorum et pasci gramine florigeo.\*

Alter Spruch aus dem Hirsauer Klosterarchiv.

Auf deines Tales lichte Au  
Im blumenreichen Grunde  
Die Hirsche ziehn zu Gras und Tau  
Fern her aus weiter Runde.

Zu deines Gotteshauses Bann –  
Den Blick so selig heiter –  
In langem Zuge wallt heran  
Die Schar der heil'gen Streiter.

Fromm Psalmodieren, streng Kastei'n  
Wohnt in den stillen Zellen:  
Heiß ringt die Seel' – wie Hirsche schrein  
Nach frischen Wasserquellen.

Friedrich Stf.

\* Zu deutsch etwa:

Einst pflegten im Tale zu irren die eilenden Herden der Hirsche,  
Weidend mit flüchtigem Fuß wonnig im blumichten Gras.

# Hirsauer Klostersagen

Die Anfänge der berühmten Benediktiner-Abtei liegen im Dunkel. Spät entstandene Mönchs-sagen verlegen ihre Stiftung in eine ferne Vorzeit. Auf der rechten Nagoldseite soll zuerst ein Nazarius-kirchlein entstanden sein; zweihundert Jahre später sei diesem eine Aureliuszelle gefolgt.

(Ins helle Licht der Geschichte fallen erst die Gründungen, von denen uns bauliche Reste erhalten geblieben sind: das längst zu weltlichen Zwecken benützte Aureliusmünster samt den verschwundenen Konventsgebäuden rechts des Flusses und Wilhelms des Seligen berühmter Klosterbau, dessen auf der Hochterrasse des linken Nagoldufers gelegene Ruinen noch heute ein eindrucksvolles Bild einstiger Größe geben. Beide Bauten gehören der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts an.)

## 1.

### Die erste Stiftung des Klosters Hirsau durch die Gräfin Helizena

„In dem Jahr 454, wie die alten Zeitbücher geben, andere (z. B. Trithemius) setzen das Jahr 645, ist die erste Stiftung des schönen Klosters geschehen von einer Wittfrau Helizena oder Helizena, des Geschlechts der edlen Knecht zu Calw, an dem Berg, Ottenbrunn genannt. Es solle gedachte Helizena zwei Vettern (ihres Vaters Brüder, namens Ewardus und Leupoldus) gehabt haben, welche nicht nur die Herrschaft Calw als ihr Eigentum besaßen sondern auch zu dieser Stiftung Grund und Boden, Weid und Wald samt anderer Notdurft herzugeben bewilligten.“ So schreibt Johann Ulrich Steinhöfer im zweiten Teil seiner „Ehre des Herzogtums Württemberg“. Und Martin Crusius erzählt:

Im Jahre 645 lebte eine reiche, fromme Witwe aus dem Geschlecht der Edelknechte von Calw. Die betete alle Tage zu Gott: weil er ihr keine Kinder beschert, so möchte er ihr doch offenbaren, wie sie ihre Güter auf eine ihm wohlgefällige Weise verwenden sollte. Da schien es ihr einst bei Nacht, als ob sie eine Stimme hörte, die ihr zurief:

„Helizena, gib acht! dein Gebet ist erhört worden. Und dessen zum gewissen Zeichen sieh hier dies ebene Feld, darauf drei Fichtenbäume stehen, die aus einem Stamme gewachsen sind. Da sollst du zu Gottes Ehre eine Kirche bauen“.

Als sie vom Schlaf erwachte, wußte sie sich ihres Traumgesichtes so wohl zu erinnern, als ob sie gewacht hätte, und sah es gleichsam alles klar vor Augen, obwohl sie vordem niemals dahin gekommen war. Doch sagte sie von der ganzen Sache keinem Menschen, sondern legte andern Morgens, als es Tag geworden, ein kostbares Feierkleid an und ging in Begleitung von zwei Dienern und einer Magd ins Freie, als ob sie lustwandeln wollte. Erst wandte sie sich in ein Tal hinab, ihren Gütern zu; darnach stieg sie auf einen Berg. Auf diesem erblickte sie von fern die Ebene, die ihr im Traum erschienen war. So gleich eilte sie dieser Gegend zu und fand auf dem anmutigen, flachen Felde drei schöne Fichtenbäume aus einem Stamme erwachsen. Da fiel sie nieder auf die Erde, weinte herzlich vor großer Freude und legte ihr Kleid samt allem Geschmeide zu den Bäumen hin, zum Zeichen, daß sie an diesem Orte zur Ehre Gottes all ihr Vermögen anlegen wolle.

In drei Jahren war die Kirche glücklich vollendet. Ehe sie jedoch eingeweiht werden konnte, starb Helizena und ward zu Tübingen begraben.

## 2.

### Helizena

Helizena eine Witwe war,  
Reich, fromm vor andern Frauen,  
Sie strebte brünstig, ganz und gar  
Sich Jesum anzutruen.  
Drum warf sie oft sich auf die Knie',  
Er möcht' ihr offenbaren:  
Wie ihre Erdengüter sie  
Ihm treulich könnt' bewahren.

Da lag sie in der Nacht einmal,  
Gewiegt in fromme Träume,  
Und sah ein seltsam fremdes Tal,  
Darin drei Fichtenbäume.

Die Bäume waren wunderbar  
Aus einem Stamm gesprossen;  
Aus ihren duft'gen Wurzeln kam  
Ein klarer Born geflossen.

Und ob der fremden Wunderau  
Sah sie am Himmel wallen  
Hoch einen Dom auf Wolken blau,  
Hört eine Stimme schallen:  
„Dies Gotteshaus, du fromme Braut,  
Sei, wo die Bäume stehen,  
In festen Grund von dir gebaut,  
Nimm's aus geweihten Höhen!“

Sieh, da erwacht die fromme Frau  
Aus ihren süßen Träumen,  
Noch steht vor ihr die fremde Au,  
Der Born mit den drei Bäumen.  
Sie ist in hoher Freudigkeit  
Bereit zu Gottes Ruhme,  
Zieht an ein prächtig Feierkleid,  
Schmückt sich mit duft'ger Blume.

In tiefer Demut geht sie aus  
Mit ihrer Magd, der treuen,  
Als ging sie in das Gotteshaus  
Oder zur Luft im Maien.  
Doch weiter wandte sich ihr Fuß,  
Die Wolken zogen schnelle,  
Die Vögel sangen Morgengruß,  
Der Fraue ward gar helle.

Ein Dufte füllte rings die Au,  
Als sie darüber gingen!  
Zu gehen mit der hohen Frau,  
Fühlt jede Blum' Verlangen.  
Sie ging wohl in ein fremdes Tal,  
Stieg auf des Berges Rücken,  
Und alles tät im Sonnenstrahl  
Ihr klar entgegen blicken.



Helizenas Traum

Da steh'n drei Bäum' auf grüner Au'  
Aus einem Stamm gesprossen,  
Da ist ein Born von Himmelstau  
Über Blumen hell geflossen.  
Die Fraue kann nicht länger stehn,  
Zu den Bäumen muß sie eilen,  
Ein heil'ger Hauch tät sie umwehn,  
Da möcht' sie ewig weilen.

Sie leget ab ihr Feierkleid,  
Blumen und Edelsteine.  
Den heiligen drei Bäumen weiht  
Ihr zeitlich Gut die Reine.  
In stiller Demut ging sie aus,  
So stille kehrt sie wieder  
Und setzet hier das Gotteshaus  
Aus Himmelshöhen nieder.

Justinus Kerner.

3.

## Die Stiftung der Aureliuszelle (Sancti Aurelii cella)

Zu der Zeit, als Ludwig der Fromme über das Reich der Franken gebot, hatte in dieser Gegend Graf Erlafried von Calw ein Jagdhaus, um, so es ihm gefiele, in der hirschreichen Aue zu pirschen. Es stand ihm Wiltrud, eine Gräfin von Egisheim im Elsaß, als Gemahlin zur Seite; er war über die Maßen reich und mächtig und ward oft vom Kaiser zu den Reichsversammlungen berufen. Sein Sohn Notting lebte als Bischof von Vercelli im Lande der Langobarden. Dem erschien einst der heilige Aurelius im Traume und gebot ihm, seine Gebeine nach Deutschland zu bringen und dort beizusetzen, wo er einen Blinden nach Anrufung seines Namens auf wunderbare Weise sehend machen werde. Über seinem Grabe aber solle ein Mannskloster errichtet werden. Notting tat, wie ihm geheißen. Er führte die Gebeine des Heiligen, die ihm der Bischof von Mailand überantwortet hatte, gen Norden und zog suchend in seiner Heimat umher, die verheißene Stätte zu finden. Graf Erlafried und

dessen Bruder Irmenfried begleiteten ihn. Da warf sich, als sie durch den grünen Talgrund zur Rechten der Nagold schritten, ein Blinder vor dem Sarge nieder und bat flehentlich den heiligen Aurelius, ihn sehend zu machen. Augenblicklich wich die Blindheit und der Arme stand geheilt auf. Also ward hier über des Heiligen Grab der Klosterbau auf Erlafrieds Geheiß begonnen, und nach acht Jahren, am 25. Mai 838, sollen fünfzehn Benediktiner mit dem Abt Lindebert aus Fulda in St. Aurelii Zelle eingezogen sein.

4.

## Bischof Wernhers Kriegszug gegen Hirsau. 1077

Als in dem Streite zwischen Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor VII. in Deutschland sich ein heftiger Bürgerkrieg entspann, stand der berühmteste aller Hirsauer Abte, Wilhelm der Selige, auf Seiten des Papstes und des Gegenkönigs Rudolf von Schwaben. Daher zog der streitbare Bischof Wernher von Straßburg, ein Edler aus dem längst erloschenen Geschlecht der Grafen von Achalm und des Kaisers eifrigster und getreuester Freund, mit Heeresmacht aus, das Kloster zu verderben. Ehe er es aber erreichen konnte, setzte ein jäher Tod seinem Leben ein Ende. Dieses Ereignis, das die Gegner des Bischofs als göttliches Strafgericht betrachteten, schildert der frühere Neuenbürger Dekan Eisenbach in einem Gedicht aus dem Jahr 1847.

„Wohlauf, ihr meine Mannen all,  
Wohlauf zu meiner Seite!  
Es gilt geschwinden Überfall,  
Es geht zu leichtem Streite.“  
So tönts ins Wasgau wild hinein,  
So tönts herüber über'n Rhein  
Und auf und ab am Ufer.  
Wer ist der mächt'ge Rufer?

Kennst du den Bischof Wernher nicht  
An Straßburgs altem Dome?  
Es horcht und zittert, wenn er spricht,  
Das ganze Volk am Strome;

Der Kirche voller Huld und Gnad'  
Ungnad'ger Fürst und böser Rat;  
Die Herde, die er schütze,  
Fühlt nur des Krummstabs Spitze.

Und als sein mächt'ger Ruf erschallt,  
Da von den Städten allen,  
Aus ferner Burgen Hinterhalt  
Sich sammeln die Vasallen.  
Und unter sie mit tönendem Schritt  
Im Eisenkleid der Bischof tritt,  
Vom heil'gen Schmuck bewahrte  
Er nichts außer seinem Barte.

Die Mannen grüßen düstern Blicks:  
„Das Kreuz in Bischofs Händen  
Wär bess'res Zeichen uns des Glücks,  
Und frommes Segenspenden.  
Was soll das Schwert in heil'ger Faust?  
Der Helmbusch, den der Wind zerzaust,  
Ist auf geweihter Glatze  
Nicht an dem rechten Platze.“

„Was kümmert's euch, was mir gebührt?  
Beliebt mir keckes Treiben,  
Der Mann ist's, der euch kampfwärts führt,  
Heim mag der Bischof bleiben!  
Sprengt mir der Zorn das Pallium,  
So leg' ich festen Panzer um  
Und will das Kreuz zum Segen  
Nun schlagen mit dem Degen.“

„Wohin denn führt uns deine Glut?“ —  
„Wohl über Berg und Tale,  
Wo Hirsau's faule Klosterbrut  
sich labt an fettem Mahle.  
Was ihr an Korn und Wein und Gold  
Ein reiches Land ergeben zollt,  
Mir will's der Kaiser gönnen;  
Und Hirsau mag fallen und brennen!“ —



„Weh, Bischof! weh, unheil'ger Krieg!“

„Ich will ihn benedeien!“

„Weh, flucht die Kirche deinem Sieg,

Wie wird er dich gereuen!“

„Was Kirchenbann und Aberacht!

Nur einer fürchtet meine Macht!

Nicht sengen des Papstes Blitze

Das Haupt euch, mir die Mütze!

Heran das Roß!“ — Er ruft's im Grimm,

Und wirft sich in die Bügel.

Da bäumt es sich mit Ungestüm

Und reißt und schüttelt die Zügel.

Und wie des Reiters wilder Zorn

Ihm in die Seiten bohrt den Sporn,

Auffschnellt's mit Donnerhalle,

Tot stürzt's in jähem Falle.

„Weh, Bischof! wo in heil'gem Fleiß

Der frommen Mönche Ehre

Sich müh'n, daß himmelwärts der Preis,

Erdwärts das Heil sich mehre,

Da willst du wie ein Wetterstrahl

Einschlagen in das stille Tal?

Die Kirche nicht — ihren König,

Den Herrn, auch scheu'st du zu wenig?“

„Ein ander' Roß! Der Herr sei der

Im Himmel, ich auf Erden!

Wohlauf, das wehende Banner her,

Was ich will, das muß werden!

Und wenn dem droh'nden Herrn der Welt,

Was ich beschlossen, nicht gefällt,

Nicht Männern bangt's, nur Kindern!

Wohlان, so laßt's ihn hindern!“

Und vorwärts sprengt er, wehend saust

Die Fahnen mit dem Kreuzesbilde;

Und schweigend und von Schreck durchgraust  
Stäubt nach die Schar durchs Gefilde.

Weh, Hirsau, dir! wie Fackelglut  
Dir zum Verderben brennt die Wut  
Wie drohender Blitze Rücken  
In des Bischofs dunklen Blicken.

Und über die Brücke tobt das Heer,  
Schon öffnet das Tal die Weite:  
Da flammt's vom Himmel, da grollt es schwer,  
Da sinkt der Bischof zur Seite;  
Da liegt er sterbend in dem Sand,  
Geballt, erstarrt die schwere Hand;  
Und bebend sehen's die Reiter,  
Reiten schweigend heimwärts weiter.

## Die Ulme zu Hirsau

Zu Hirsau in den Trümmern,  
Da wiegt ein Ulmenbaum  
Frischgrünend seine Krone  
Hoch überm Siebelsaum.

Er wurzelt tief im Grunde  
Vom alten Klosterbau;  
Er wölbt sich statt des Daches  
Hinaus in Himmelsblau.

Weil des Gemäuers Enge  
Ihm Luft und Sonne nahm,  
So trieb's ihn hoch und höher,  
Bis er zum Lichte kam.

Es ragen die vier Wände,  
Als ob sie nur bestimmt,  
Den kühnen Wuchs zu schirmen,  
Der zu den Wolken klimmt.

Wenn dort im grünen Tale  
Ich einsam mich erging,  
Die Ulme war's, die hehre,  
Woran mein Sinnen hing.

Wenn in dem dumpfen, stummen  
Getrümmer ich gelauscht,  
Da hat ihr reger Wipfel  
Im Windesflug gerauscht.

Ich sah ihn oft erglühen  
Im ersten Morgenstrahl;  
Ich sah ihn noch erleuchtet,  
Wenn schattig rings das Tal.

Zu Wittenberg im Kloster  
Wuchs auch ein solcher Strauß  
Und brach mit Riesenästen  
Zum Klausendach hinaus.

O Strahl des Lichts, du dringest  
Hinab in jede Gruft!  
O Geist der Welt, du ringest  
Hinauf in Licht und Luft!

Ludwig Uhland.

# Die Zisterzienser-Klöster an der Alb

Si quaeris lector fuerit quo nomine dictus  
Noster fundator Bertoldus nomine fertur.  
Ipsum cum sanctis nunc detinet aula perennis.

Zu deutsch:

Willst du wissen, o Leser, wie unser Stifter genannt ward,  
Nun, so vernimm: Berthold war einst sein irdischer Name.  
Mit den Heiligen jetzt wohnt er im himmlischen Tempel.

Inschrift aus dem „Paradies“ der Herrenalber Klosterkirche.  
Nach C. Seifacher.

## Die Gründung des Klosters Frauenalb. 1138

Im alten Zabergau, der an den Kraichgau und Neckargau grenzte, lebte Graf Erchinger auf seinem Schloß Magenheim, später Monheim genannt. Zu diesem kam einst Herzog Friedrich von Schwaben samt Albrecht von Zimmern, Berthold III. von Eberstein und anderen Herren, um sich Kurzweil zu machen. Nahe bei Erchingers Schloß lag der Stromberger Wald, reich an allerlei Gewild. In diesem Walde ließ sich von Zeit zu Zeit ein ungemein großer Hirsch sehen, dessen aber der Graf und seine Jäger nie habhaft werden mochten. Als nun der Graf mit seinen Gästen bei Tische saß, meldete ein Diener, der große Hirsch sei neuerdings zum Vorschein gekommen. Des freute sich die Gesellschaft höchlich, und alle die Herren, welche da beisammen waren, und viele ihrer Leute gingen hinaus, den Hirsch zu fangen oder zu erlegen. Albrecht von Zimmern ritt getrennt von den Ubrigen und erblickte auf einmal den Hirsch, desgleichen ihm noch nie zu Gesicht gekommen war. Er verfolgte ihn mit großem Eifer durch die Wildnis, bis er ihn plötzlich aus den Augen verlor und nun nicht wußte, wo er sich befand. Da begegnete ihm ein Mann von schrecklicher Gestalt, über dessen Anblick der von Zimmern erschrak, obgleich es ihm garnicht an Mut gebrach. Er bezeichnete sich mit dem Kreuz; der Mann aber redete ihn an und sagte: er möchte ohne Besorgnis sein und ihm ruhig folgen; denn er sei gesandt, ihm wunderbare Dinge zu zeigen. Albrecht willigte ein, und der Mann ging vor ihm her, bis sie zum Walde hinauskamen. Da deutete es jenem, er befinde sich in einem lustigen Wiesengrunde, und vor ihm

stand ein prächtiges Schloß, wie er nie eines gesehen. Als er sich mit seinem Führer dem Schloß näherte, kamen ihm viele Diener entgegen; aber keiner sprach ein Wort, sondern still nahmen sie ihm das Pferd ab. Sein Wegweiser sagte darauf zu ihm: er solle sich nicht wundern über das Schweigen dieser Leute, auch nicht mit ihnen reden, sondern nur ihm folgen und tun, wie er ihm weisen würde. Sie traten hierauf in das Schloß und wurden in einen großen, schönen Saal geführt, wo ein vornehmer Herr mit seinen Hofleuten bei der Tafel saß. Sie standen vor Albert alle auf, neigten sich vor ihm und setzten sich dann wieder zum Essen und Trinken nieder. Albert hatte sein bloßes Schwert in der Hand und wollte selbiges durchaus nicht von sich legen. Er betrachtete mit Verwunderung die ungemein kunstreichen silbernen Gefäße und sah, wie man Speisen auf- und abtrug, doch alles im tiefsten Schweigen. Nachdem er lange so gestanden hatte und die an der Tafel sich weiter nicht um ihn zu bekümmern schienen, winkte ihm sein Führer, sich zu entfernen. Albert bückte sich gegen die Gesellschaft, die seinen Gruß erwiderte, und ging mit dem Begleiter hinaus in den Hof, wo einige Diener sein Pferd hielten. Sie setzten ihm den Bügel zurecht und kehrten, als er aufgestiegen war, ohne ein Wort zu sagen in das Schloß zurück. Der Mann führte ihn nun wieder über den Weg, den sie gekommen waren, nach dem Stromberger Walde. Albrecht befragte den Führer über das Schloß und was er daselbst gesehen. Da gab ihm das Gespenst zur Antwort: Der Herr an der Tafel war ehemals dein Ohm, Friedrich von Zimmern, der gar tapfer wider die Ungläubigen gestritten. Da er aber auch seine Untertanen sehr drückte und wir, seine Diener, ihm getreulich dazu verhalten, ihren sauren Schweiß zu erpressen, so müssen wir nun gerechte Strafe leiden, bis es Gott anders fügen wird. Ich mache dir dies offenbar, damit du nicht dein Leben mit ähnlicher Schuld beladest. Schlage nun den Weg ein, er bringt dich zu deinen Freunden, doch tue vorher noch einen Blick rückwärts, damit du siehst, wie sich der Glanz in Elend verwandelt. Nach diesen Worten verschwand das Gespenst. Albrecht aber drehte sich um und sah, wo das Schloß gestanden, nichts als Feuer und Flammen und vernahm ein lautes Wehklagen, welches aus den Flammen hervorging. Von Angst ergriffen, jagte er nach Monheim zurück, wurde jedoch von Herzog Friedrich und den Ubrigen nicht gleich wieder erkannt, denn sein Haar und Bart waren ganz weiß geworden.

Er erzählte, was ihm begegnet war, und bat Erchिंगern um die Erlaubnis, auf der Stelle, wo er die Erscheinung gehabt, eine Kirche bauen zu dürfen. Erchinger gewährte augenblicklich die Bitte, und Bertold von Eberstein, der mit zugegen war, tat zugleich das Gelübde, im Abtal ein Frauenkloster zu gründen. Darauf stiftete er das Kloster Frauenalb.

Nach Alois Schreiber.

## Die Stiftung von Frauenalb

Bleich, mit angstergrauten Locken,  
Starren Blicks, zum Tod erschrocken,  
Kehrt der edle Herr von Zimmern  
Heim vom Wald beim Sternensflimmern.

Und vom Kreis der Jagdgenossen  
Staunend, fragend rings umschlossen,  
Gibt der blasse Waidmann Kunde  
Von des Wunders grausem Grunde:

„Wißt, den Riesenhirsch zu jagen,  
Der uns neckt seit vielen Tagen,  
Hatt' ich mich im Wald verloren  
Weit von dieses Schlosses Toren.

Als ich meint', ihn zu erlegen,  
Trat ein Recke mir entgegen,  
Wild und gräßlich anzuschauen;  
Noch gedenk ich sein mit Grauen.

Hat mich klagend angesehen,  
Hieß mich schweigend mit ihm gehen,  
Folgen mußt' ich wider Willen  
Seinem Machtbefehl, dem stillen.

Tief im Walde, weit von hinnen,  
Blinkt' ein Schloß mit hohen Zinnen,  
Diener harreten an der Pforte,  
Die uns grüßten — ohne Worte.

Wir durchschritten öde Gänge;  
Hoch im Saale mit Gepränge  
Saß ein Fürst, so schien's, beim Feste,  
Reich bewirtend edle Gäste.

Schweigen herrscht' in dieser Halle,  
Ernst und schweigsam grüßten Alle,  
Füllten Becher, tranken, aßen,  
Ernst und schweigsam allermäßen.

Reiches, prächtiges Geräte  
Trug der Tisch, der glanzbesäte;  
Lautlos küßten sie die Becher,  
Blut entstieg dem Mund der Becher.

Oftmals saht ihr ohne Zittern  
Mit dem Tod mich Lanzen splintern;  
Doch dies Schau'n war unerträglich,  
Furchtbar, grauenhaft unsäglich!

Und mein schweigender Begleiter  
Führte schweigend bald mich weiter:  
Neues Grüßen, neues Neigen,  
Grabesstille, Todeschweigen.

Durch dieselben Gänge wieder  
Stiegen wir ins Freie nieder.  
Kaum entrückt dem Schreckensorte  
Sprach mein Führer diese Worte:

Den du sahst in diesem Schlosse  
War Herr Friedrich, Zimmers's Sprosse,  
Einst dein Dhm, ein mächt'ger Degen,  
Kühn und mannhaft allerwegen.

Doch an nichtigem Gewinne  
Hing sein Herz mit hartem Sinne;  
Hierig stets nach neuer Beute,  
Drückt' und plagt' er Land und Leute.

Ich mit seinen andern Knechten  
Half ihm treu zu allem Schlechten;  
Darum uns wie ihn betrafen  
Qualvoll Gottes ew'ge Strafen.

Albrecht, Albrecht, laß dir raten,  
Sieh' zurück auf deine Taten  
Und bereu' aus tiefster Seele  
Deines Stamms und deine Fehle!

Esprach's und schwand. Ich schrak zusammen,  
Jenes Waldschloß stand in Flammen,  
Und ich hört' ein kläglich Stöhnen  
Aus dem Schwefelqualm ertönen.

Dies, ihr Herrn, hab ich erfahren,  
Lest's in meinen grauen Haaren,  
Und zur Buße schwerer Sünden  
Laßt mich nun ein Kloster gründen."

Stumm, von Schauder übergossen,  
Hörten's seine Jagdgenossen  
Und erwogen im Gemüte  
Ihrer Sünden reiche Blüte.

Berthold sprach, der Ebersteiner:  
„Euer Vorsatz ist auch meiner!“  
Und von gleicher Blut entzündet,  
Hat er Frauenalb gegründet.

Eduard Brauer.

## Der Streit zwischen Ettlingen und Frauenalb

Als die Waldungen von Ettlingen noch bis Bernbach reichten, ließ die Bürgerschaft nahe bei der Abtei Frauenalb eine gemauerte Schweinsteige mit einem Zeltdache erbauen. Diese Nähe war den Klosterleuten unangenehm und fiel ihnen so beschwerlich, daß sie sich erboten, die Steige auf ihre Kosten versetzen zu lassen. Als aber die

Ettlinger dies abschlugen, ließen die Klosterfrauen das lästige Gebäude in der Nacht durch Feuer zerstören.

Raum war dies in Ettlingen bekannt geworden, so rief der Stadtrat die Bürger zur Rache auf, stürmte an ihrer Spitze nach Frauenalb und gab das Kloster den Flammen preis. Über diese Greuelthat klagte die Äbtissin persönlich bei dem Kaiser (nach anderen bei dem Markgrafen von Baden). Dieser verurteilte sämtliche Ratsherren zum Tode; der Bürgerschaft aber gebot er, den ganzen Waldbezirk von Bernbach bis zur Moosalb dem Kloster abzutreten und den Turm in ihrem Stadtwappen umzukehren, daß er auf der Spitze stehe. Der Vollziehung des Todesurteils wohnte er selbst in Ettlingen bei, und als elf Ratsherren enthauptet waren, fragte er seinen Hofnarren, wie ihm das Köpfen gefalle. „Wenn's Weidenstöcke oder Krautköpfe wären, die wieder ausschlugen, gefiele es mir schon!“ gab der Narr zur Antwort. Dadurch bewog er den Kaiser, den zwölfsten Ratsherren zu begnadigen.

Die Enthaupteten wurden auf dem Richtplatz begraben und auf die elf Gräber eben so viele Steinkreuze mit eingehauenen Köpfen und Schwertern gesetzt.

Bei den Kreuzen gingen die elf Ratsherren — einer schwarz, die übrigen feurig — in den heiligen Nächten um. Wegen ihrer Hinrichtung mußten ihre Nachfolger schwarze Mäntel tragen, die erst vor fünfundsiebzig Jahren außer Gebrauch gekommen sind. Nach B. Baader.

## Berthold von Eberstein gründet das Kloster Herrenalb

So man zählte 1148 Jahre nach Christi Geburt, kehrte der edle Herr Berthold III., Graf von Eberstein, glücklich aus dem heiligen Lande, allwo er unter dem Kaiser Konrad wacker gegen die Ungläubigen gestritten hatte, zu seiner frommen Hausehre, Frau Ute, zurück auf die väterliche Burg. Da hub nun ein groß lustig Leben an, es wurde geschmaust und gezecht, gesiedelt und geflirtet, manche Lanze gebrochen und in den Forsten ringsum gar fröhlich ins Hifthorn gestoßen. Wieder einmal ging's mit Hussassa über Berg und Tal. Ein prächtiger Edelhirsch lockt den Grafen. Weiter und weiter verfolgt er das schöne Tier, und wie nun der kühne Jäger an einem reißenden



Wasser steht, so die Alb geheizen, und die Fährte verliert, weil der Hirsch hindurchgeschwommen, gewahrt er erst, daß die Sterne am Himmel funkeln und keiner vom Jagdgesolge ihm nachgegangen war bis hierher.

Da ging urplötzlich so etwas wie ein Schauer durch Herrn Bertholds furchtlos Herz. Es war ihm, als hörte er des Messglöckleins Klang und frommer Mönche Singen. Ein Altar stand vor dem edlen Herrn, und ein Priester feierte das Messopfer. Ein Flüstern ging durch die Bäume des Waldes, sie neigten sich und wölbten sich zur Kirche. Herr Berthold, nicht immer der frömmsten einer, sank vor dem Altar in die Kniee. Da sang der Chor: „Hilf, daß ich selig werde“, und Herr Berthold fiel mit seinem Vasz gar kräftiglich ein. Als er nach dem Segen aufgestanden, erschallte des Priesters Wort durch die Kirche: „Auf allen Euren Wegen denkt von jetzt an, Herr Graf, an's höchste Gut.“ Dann war alles verschwunden und der hochedle Herr in tiefen Gedanken allein im finstern Walde. Als er den Weg zurückgefunden zur Burg, hieß er Bauleute kommen und da, wo der Graf das Kirchlein geschaut und dem Messopfer angewohnt, erstand so das mächtige Kloster Herrenalb.

Nach G. Burthardt.

## Die Stiftung des Klosters Herrenalb

Es irrt der Graf von Eberstein  
In tiefer Nacht durch's Talgewinde:  
Getrennt von seinem Jagdgesinde,  
Sucht er den Weg beim Sternenschein.

Sein Horn klingt durch die Wildnis hin,  
Da hört er wunderbare Stimmen,  
Hoch über Felsen muß er klimmen,  
Wo Schatten wie Gespenster ziehn.

Jetzt tönet eines Glöckleins Klang;  
Er sieht von den erstiegenen Höhen  
Tief unter sich ein Kloster stehen  
Und hört den dumpfen Chorgesang.

Da wird es leichter ihm zu Sinn,  
Er eilt hinab in die Kapelle;

Von hundert Kerzen ist sie helle,  
Die Wände schmückt Waldesgrün;

Und singend steht im hohen Chor  
Der blassen Mönche Doppelreihe,  
Der Priester hebt zur heil'gen Weihe  
Am Hochaltar den Kelch empor.

Der Graf sinkt nieder zum Gebet,  
Ihm ist, er werd' hinaufgezogen  
Aus wildempörten Meereswogen  
Ins Land, wo ew'ger Friede weht.

Der Priester wendet sich und spricht:  
„Geht hin zur stillen Ruh, ihr Müden,  
Und du auch, Berthold, zeuch in Frieden,  
Jedoch vergiß des Herren nicht!“

Dies sagend winkt er mit der Hand:  
Und Kirch' und Mönche sind verschwunden,  
Und wie von einem Traum entbunden  
Steht Berthold an des Waldbachs Rand.

Im Osten scheint ein mattes Licht;  
Der Graf kehrt heim im ernststen Sinnen,  
Jedoch vor seinem Blick zerrinnen  
Will nimmermehr das Traumgesicht.

„Wohl“, ruft er, „ist die Deutung klar!  
Wo jene Wunder mir erschienen,  
Da sollen fromme Männer dienen,  
Da gründ' ich Tempel und Altar!“

Er teilt alsbald Befehle aus,  
Und in dem Tal, vom Silberbogen  
Der spiegelhellen Alb umzogen,  
Erhebt sich bald das Gotteshaus.

Mois Schreiber.

# Der Herrenalber Klosterschatz

1535.

Lukas, der Abt zu Herrenalb,  
Zog kraus die Stirn in Falten:  
„Ich trau der neuen Zeit nur halb,  
Die raubt, statt zu erhalten.  
Die Friedenssonne ging zur Rüst,  
Abfall vom Glauben soll ich dulden;  
Nun hegt der Feind ein frech Gellüst  
Nach dreißigtausend guten Gulden,  
Die ich im Klostergut verwahr —  
Ich berg sie sicher vor Gefahr:  
Ich will den Schatz vergraben.“

Des Herzogs Willen heischt vom Abt,  
Den Schritt zu ihm zu lenken:  
„Du hast nun Zeit genug gehabt,  
Was not tut, zu bedenken.  
Die Mannen kamen wohl zu spät?  
Sie säumten, statt sich baß zu sputen:  
Bei so viel köstlichem Gerät  
Ist auch Geprägtes zu vermuten.  
Vermach uns noch das bare Geld,  
Den Zinsertrag aus Wald und Feld:  
Den Schatz, wir woll'n ihn haben!“

Abt Lukas hub das Angesicht:  
„Ich weiß, was hier begehrt ist!  
Ich selbst besitze wahrlich nicht,  
Was eines Hellers Wert ist.  
Doch was dem Kloster angehört:  
Verriet ich's, wär ich schuldbeladen,  
Gewissenlos und wahnbetört —  
Verzeihen Herzogliche Gnaden!“ — —  
Er ließ sich foltern, schwieg und litt  
Und nahm ins Grab die Wahrheit mit:  
Den Schatz sollt niemand haben.

Davon erfuhr ein Bauerlein,  
Das auf der Talwies wohnte.  
Längst wurmt es ihn in Mark und Bein,  
Wie schlecht sein Tagwerk lohnte.  
Des Nachbars Riecke war ihm gut –  
Er mied sie wie ein fremdes Wesen;  
Die Bier nach Geld lag ihm im Blut  
Und war in seinem Aug zu lesen;  
So fand er Tag und Nacht nicht Ruh  
Und rief sich unablässig zu:  
Den Schatz, den must du haben!

Verkommen ließ er Hof und Haus,  
Verrosten Beil und Säge;  
Ein bosser Geist trieb ihn hinaus  
Auf schattendunkle Wege.  
In Gräben, Schluchten, Klingen schießt'  
Er gierig nach verdacht'gen Spuren,  
Auf Plätzen, wo die Jugend spielt,  
Am Bachbett, in der Acker Fluren –  
So mächtig fat' ihn Fieberwahn –  
Fing er mit allen Kräften an,  
Nach jenem Schatz zu graben.

Kein Berg zu hoch, kein Tal zu tief,  
Zu schmutzig keine Pfütze;  
Auf Türmen, wo der Steinkauz rief,  
In jeder Mauerritze,  
Im Klosterfrieden brach er ein,  
Durchschlich den Plan nach jeder Flanke,  
Am Wurstberg wie am Roten Rain,  
Im Dobeltal, am Krummen Ranke,  
In Kellern, auf dem Zimmerplatz:  
Allein den vielbegehrten Schatz –  
Er konnt' ihn nie ergraben.

Einst grub er droben auf der Schanz  
Toricht in Nacht und Kälte,

Als ihm ein jäher Mondesglanz  
 Sein Lieb vor Augen stellte.  
 Da kam Erleuchtung über ihn:  
 Er ward befreit von seinem Harne,  
 Warf Pickel, Griff und Schaufel hin  
 Und schloß sie jubelnd in die Arme.  
 „Nur schnell, daß ich das Loch verschütt,  
 Dann führ ich dich in meine Hütt:  
 Komm, Schatz, dich muß ich haben!“

Rudolf Müller.

## Die Sage vom „Geldloch“

Einst brachte ein Herrenalber Mönch den Klosterschatz in den Wald beim Althof und verbarg ihn dort in einer Vertiefung des Bodens, die heute noch das „Geldloch“ genannt wird. Der Kloster-schaffner erhielt Kunde davon und grub mit einigen Männern heimlich nach. Der Zufall wollte es, daß sie gerade an die Stelle kamen, wo das Geld verborgen war. Es lag dicht mit Reisig überdeckt im Boden. Als die ersten Zweigspitzen zum Vorschein kamen, stellte der Schaffner die Grabung ein; denn er hatte die Absicht, den Schatz für sich zu behalten. In der darauffolgenden Nacht ging er mit seinem Sohne allein in den Wald, um das Geld zu holen. Als er aber heimkam, fehlte der Sohn, der immer hinter ihm geschritten war. Die Leute glauben, der Teufel habe ihn geholt.

Nach Schmid.

Ad portam vitae fratres properanter adite.  
 Qui sunt condigni nunc intrent corde benigni.

Zu deutsch:

Brüder, eilt zu diesem Orte;  
 Denn hier ist die Lebenspforte.  
 Seid ihr von den Sünden frei,  
 Kommet fröhlich dann herbei!

Inschrift aus dem „Paradies“ der Herrenalber Klosterkirche.

Nach E. Seelacher.

\* \* \*

# Kirchen und Kapellen

Fernher Kirchenglocken schallen,  
Tief aus Tälern wogt's heran.

Frommer Sänge  
Ernste Klänge

Wallen bergwärts durch den Tann.  
Feiernd stehn des Waldes Hallen.

Busch und Baum  
Flüstern kaum,

Lauschen still und beten an.

Friedrich Rück.

## Die Entstehung der Wallfahrt zu Moosbronn

1.

Aus dem Lindenbaum, der ehemals an der Moosalbquelle stand, ertönte einst lieblicher Gesang. Man forschte nach und fand in dem Stamme ein anmutiges Marienhilfsbild. Nachdem dann noch nächtlicher Weile auf einen nahe gelegenen Platz überirdisches Feuer zu gefahren war, erbaute man hier eine Kapelle und setzte darin das Bild der Verehrung aus. Als bald ward es wundertätig, und auch das Holz der Linde und das Wasser der Quelle erwiesen sich gegen verschiedene Uebel heilkräftig.

2.

Mit einem schwer beladenen Wagen Holz fuhr einst ein Mann den schroffen Malberg hinunter. An der jähesten Wegstelle brachen die Radsperren, und nun rollte der Wagen mit Ross und Mann unaufhaltsam abwärts. In der größten Not rief letzterer: „O Maria hilf!“ – und augenblicklich stand das Fuhrwerk unbeweglich auf dem steilen Abhange still. Wegen dieses Wunders ward im Tale eine Marienhilfs-Kapelle erbaut, zu welcher bald von nah und fern Pilgerfahrten geschahen.

Nach B. Baader.

## Die heilige Barbara zu Langensteinbach

Einst lebte eine heidnische Königstochter, die eben so schön als verständig war. Als sie einen Tempel besichtigte, welchen ihr abwesender Vater erbauen ließ, sah sie durch sein einziges Fenster drei

glänzende Sterne am Taghimmel stehen, deren Herkunft und Bedeutung sie zu erfahren wünschte. Da erschien ihr ein Engel und sprach: „Diese Sterne, wie das ganze Weltall, hat der eine Gott gemacht, der, wie sie andeuten, dreifaltig in Personen ist: Vater, Sohn und heiliger Geist“. Auf dieses wurde die Königstochter Christin und erhielt in der Taufe den Namen Barbara. Zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit ließ sie in dem Tempel zwei weitere Fenster anbringen und zertrümmerte die darin aufgestellten Götzenbilder mit eigenen Händen. Hierüber geriet ihr Vater nach seiner Heimkehr in solche Wut, daß er sie mit dem Tode bedrohte, wenn sie nicht das Christentum verlassen und den heidnischen Fürsten, der sich um sie bewarb, heiraten würde. In der Nacht darauf floh Barbara mit ihrer Zofe und ihren Schätzen, die sie einem Maulesel aufgeladen, aus dem väterlichen Schlosse. Sie kamen in eine Wildnis, welche von mehreren Kapuzinern bewohnt wurde, bauten sich da auf einem Hügel eine Hütte und führten ein frommes Einsiedlerleben. Später ließ Barbara, nach dem Räte der Kapuziner, auf dem Hügel eine prächtige Kirche aufführen, zu deren Beschützerin sie die heilige Barbara wählte, und daneben ein kleines Schloß für sich bauen. In der Kirche machte sie mit dem Finger drei Kreuze an die Steinwand, welche sich wie in weiches Wachs eindrückten.

Auf einmal erschien Barbaras Vater an der Spitze eines Kriegsheers und nahm sie gefangen. Er hatte nach ihrer Flucht sie vergebens aufsuchen lassen und nachher für ihre Auffindung einen hohen Preis ausgesetzt. Dies war einem der Kapuziner, Barbaras Beichtvater, zu Ohren gekommen und hatte ihn bewogen, dem Vater ihren Aufenthalt zu verraten. Da der König sah, daß seine Vorstellungen sie nicht zum Heidentum zurückbrachten, ließ er sie nackt durch zwei Reihen seiner Krieger Spießruten laufen, aber vom Himmel fiel ein weißes Gewand über sie, und sie fuhr fort, den Gott der Christen als den allein wahren zu bekennen. Hierauf wurden ihr beide Brüste abgeschnitten, und als sie unerschütterlich bei ihrem Glauben blieb, enthauptete bei der Kirche ihr Vater sie mit eigenen Händen. In demselben Augenblick versank das kleine Schloß in der Tiefe der Erde. Barbaras Haupt rollte den Hügel hinab, und wo es liegen blieb, entsprang eine Heilquelle. (Anderer sagen, die Quelle sei schon da gewesen und durch das Hineinfließen des Märtyrerblutes heilkräftig geworden.) Den Leichnam ließ der Abt von Herrenalb unter dem Hochaltar der Barbarakirche bei-

setzen, welche, nebst der Quelle, nachher häufig von Wallfahrern besucht ward. (Siehe auch Seite 46, 49, 50.)

## Die Legende von der heiligen Barbara

Als deutsches Land noch ganz und gar  
Mit wilden Heiden bevölkert war,  
Da wohnt' ein Fürst am Strom des Rheines,  
Der hatt' ein Töchterlein, ein feines,  
Um das mit heißem Herzverlangen  
Viel wunderkühne Degen rangen.  
Die Maid indes, von Weltlust fern,  
Diente dem Heiland, unserem Herrn,  
Hielt aller Fürsten Glanz gering,  
Seit sie sein himmlisch Licht empfing.  
Das blieb dem Vater unverborgen,  
Und also sprach er am Oftermorgen:  
„Sag ab dem Götzen Jesus Christ  
Mit Leib und Seele zu dieser Frist,  
Sonst will ich selbst dich fluchbeladen  
Ins Elend stoßen sonder Gnaden!“  
Die Maid sprach: „Nein.“ „Sag ab zur Stunde,  
Sonst soll im tiefsten Kerkerschlunde,  
Bei Kröt' und Molch dein Wohnsitz sein.“  
Er sprach's voll Grimm, die Maid sprach: „Nein.“  
„Sag ab, sonst soll am Hügel hier –  
Beim Zürnen Odins schwör' ich's dir –  
Dein Blut vergießen dieser Stahl.“  
„Nein“, sprach die Maid zum dritten Mal.  
„So stirb!“ Der Wütrich hat inmitten  
Den lilienweißen Hals durchschnitten;  
Doch aus der Wunde floß kein Blut.  
Sie wallt, umstrahlt von Himmelsglut,  
Zum Kreuze, das im Tale steht,  
Schwingt sich zu Gott in frommem Gebet,  
Derweil in regungslosem Grauen  
Die Heiden solches Wunder schauen.  
Erst als sie das Amen hat gesprochen,



Ist hell das Blut hervorgebrochen.  
 Mit Lächeln starb sie seligen Tod.  
 Und sieh, des Blutstroms dunkles Rot  
 Ward plötzlich eine Wunderquelle,  
 Die silbern fließt an jener Stelle.  
 Da ward des Volks ein großer Teil  
 Sofort bekehrt zum ewigen Heil;  
 Und Pilger wallten von fern und nah  
 Zum Kirchlein der Sankt Barbara.  
 Wohl mancher Mann und manches Weib  
 Wusch sich am Born den siechen Leib,  
 Und haben sie Heilung dort empfah'n:  
 Das hat Sankt Barbara getan. Eduard Brauer.

## Die Barbarakirche

Die Sage weiß zu künden: In der Blütezeit dieses Gotteshauses gehörten das dabeigelegene Kloster, die Langensteinbacher Kapelle sowie die Abtei Gottesau bei Durlach dazu, und seine Einkünfte betrugten stündlich ein Goldstück. Das Innere des Chors und des Schiffs glänzte von Kostbarkeiten, deren größte ein lebensgroßer Heiland von gediegenem Golde war. Aus der Kirche führte ein unterirdischer Gang nach Ettlingen und Gottesau und ein anderer aus dem Kloster nach Herrenalb.

Als der lutherische Landesherr die Wallfahrt aufheben und das Besitztum des Gotteshauses einziehen wollte, boten ihm die Jesuiten in Ettlingen so viele Kronentaler dafür, als sich von ihrem Ordenshaus bis zur Barbarakirche in einer zusammenhängenden Reihe würden legen lassen. Allein der Markgraf verlangte, daß die Reihe aus aneinander gestellten Kronentalern bestehen solle, und da dies den Jesuiten zu viel war, führte er sein Vorhaben aus. In Folge dessen ist von der Kirche jetzt nur noch ödes Gemäuer, von dem Kloster und der Kapelle aber keine Spur mehr übrig.

## Die Marzeller Kirche

Der Weiler Marzell hieß früher Mariazell und war eine Muttergotteswallfahrt. Als die Kirche wegen Bauauffälligkeit abge-

brochen werden mußte, wollte man sie nach dem eingepfarrten Dorfe Pfaffenrot verlegen. Daher wurden die Baustoffe und Werkzeuge dahin gebracht; aber in der Nacht kamen sie wieder auf den Platz der Marxzeller Kirche. Nachdem dies noch einige Mal geschehen, spannte man in Pfaffenrot ein Paar Stiere, die noch kein Joch getragen hatten, an ein Stück Holz und beschloß, das Gotteshaus da aufzuführen, wo sie ihre Zuglast ohne Leitung hinbringen würden. Gerades Wegs gingen die Stiere gen Marxzell und blieben auf dem Kirchplatze stehen. Darauf wurde hier die neue Kirche errichtet.

Nach B. Baader.

## Das Niebelsbacher Glöcklein

Im grünen Wiesengrund bei Niebelsbach erhebt sich, zwischen Obstbäumen versteckt, am Fuß des rebenumkränzten Frohnbergs ein altes Kirchlein, das dem hl. Pankratius geweiht ist. Sein Turm hat heute weder Stuhl noch Glocke. Aber vor Zeiten soll er ein silbernes Glöcklein getragen haben. Dieses hätten die Ettlinger gerne gehabt, und sie boten einen ganzen Brunnentrog voll harter Kronentaler dafür. Aber soviel war es den Niebelsbachern auch wert, und so behielten sie es. Später holten es die Franzosen vom Turme herab und führten es weg.

Nach Wegner.

## Die Toten der St. Georgskirche zu Neuenbürg

Links, am Altar zunächst — mit Recht gebührt ihm die Ehre  
Führer der Geister zu sein, der sechzig Jahre gepredigt —  
Caspar Keiner eröffnet die Reih', „nach vielen Gefahren  
Starb er in Christi Gnad' im sechsundachtzigsten Jahre.“  
Ihm zur Seite gestellt ist des Obervogts hehre Gemahlin,  
Frau Maria von Haugwitz nebst früh verstorbenem Söhnlein.  
Ernst von Wöllwarth folgt sodann von Laubach-Leinroda;  
Caspar Rottner, er starb als Pfarrer im achtzigsten Jahre,  
Mit Maria, dem Weib, in einem Grabe vereinet.  
Andre reihn sich noch an — kein Stand, kein Alter sie trennet —:  
Wechmars Tochter Augusta; Backmeister, die Rechte studiert' er;  
Samuel Schmid, des Burgvogts allhier, unglücklicher Jüngling:  
Alle drei starben in der schönsten Blüte des Lebens. —

Reinhard von Gaisberg und Böllnitz, des Forstes sorgsame  
Meister;

Rechts zur Seite im Chor fünf werthe, wackere Frauen,  
Freundinnen wohl im Leben, nun auch im Tode vereinet,  
Schmidlapens, Mumprechts und Volmar der Brüder ehrsame  
Hausfrau;

Volmar, der Amtmann selbst und der Untervogt Michael Volmar;  
Aber den würdigen Reihn aus längst vergangenen Zeiten  
Schließt vom Schmalensteine ein Edler im Rittergewande.  
Selig ruhn sie hinfort, die Schläfer der Kirchhofkapelle!

Aus dem „Enztäler“.

## Lioba

Die Stadt Liebenzell im Nagoldtal trägt ihren Namen wahrscheinlich nach einer ehemaligen Nonnenzelle, die hier zu Ehren der heiligen Lioba errichtet wurde. Über das Leben dieser einst weitberühmten angelsächsischen Klosterfrau und Abtissin schrieb im neunten Jahrhundert der Mönch Rudolf, ein gelehrter Schüler des Abtes Hrabanus zu Fulda und Beichtvater Ludwigs des Deutschen, seine mit Legenden geschmückte Vita Liobae.

Lioba wurde zu Anfang des achten Jahrhunderts in dem angelsächsischen Königreich Wessex als das einzige Kind adeliger Eltern geboren.

Einst träumte Ebba, Liobas Mutter, als sie schon in vorgerückten Jahren stand, sie habe eine Glocke auf dem Schoße, wie man sie in den Kirchen braucht, und es war ihr, als erklänge diese beim Aufheben. Kaum war sie erwacht, so rief sie ihre hörige Amme, die in hohem Alter noch bei ihr im Hause wohnte, zu sich und erzählte ihr den Traum.

Die Greisin sagte mit weis sagendem Geist: „Du wirst einer Tochter genesen, die sollst du jetzt schon dem Herrn weihen. Wie Hanna einst den Samuel darbrachte, so sollst du das Kind frühe in den Schriften unterrichten lassen und es darbringen, damit es sein Leben lang dem Herrn diene.“ Als Ebba dies gelobt hatte, schenkte sie zu ihrer Zeit wirklich einer Tochter das Leben, die nannte sie Leobgytha oder Lioba. Der alten Amme, welche ihr diese Freude vorausgesagt hatte, gab sie zum Lohne die Freiheit.

Als Lioba herangewachsen war, ward sie den Klosterfrauen zu Winburn übergeben. Nach vielen Jahren rief sie ein Brief ihres gro-

hen Oheims Wynfrith (Bonifatius) mit einer erlesenen Schar von Priestern und Klosterfrauen nach Deutschland.

Bonifatius empfing die Jungfrau Lioba mit der größten Verehrung, da er sie nicht bloß als seine Verwandte achtete, sondern auch um ihrer Frömmigkeit und gelehrten Bildung willen überaus hoch schätzte. Er errichtete für sie ein Kloster zu Bischofsheim an der Tauber, wo sich eine große Anzahl von Dienerinnen Gottes zusammenfand, und Lioba sollte nach des großen Apostels Willen der geistlichen Jungfrauen Mutter sein. Sie widmete sich ganz und ungeteilt dem begonnenen Werke. In ihr war keinerlei Stolz und Anmaßung, und sie zeigte sich allen ohne Unterschied der Person stets freundlich und liebevoll. Niemals hörte man ein zorniges oder schmähendes Wort aus ihrem Munde. Sie hatte einen kleineren Becher als die Schwestern, aus dem sie gewöhnlich trank und den die Klosterfrauen scherzweise den „Kleinen der Lieben“ zu nennen pflegten.

Lioba war eine Frau von großen Tugenden. Fürsten und Edle verehrten sie, und bei den Bischöfen stand sie in hohem Ansehen. Hildegardis, Karls des Großen Gemahlin, liebte sie wie ihre eigene Seele und wollte sie immer um sich haben, um durch ihre Worte und ihr Beispiel auf den Wegen des Guten geführt zu werden. Aber Lioba scheute das Hofleben, als wäre es ein Giftbecher.

Nach Liobas Tode nahmen Mönche von Fulda ihren Leichnam und brachten ihn unter Begleitung vornehmer und edler Personen nach ihrem Kloster; denn die älteren unter ihnen hatten wohl im Gedächtnisse, wie Bonifatius anordnete, daß Liobas Gebeine einst zu den seinigigen gelegt werden sollten. Weil sie sich aber scheuten, das Grab des großen Mannes zu öffnen, so bestatteten sie Lioba an der Seite des Altars, den Bonifatius einst selbst geweiht hatte. Noch heute steht Liobas Andenken in der Umgebung von Fulda und Tauberbischofsheim in hohen Ehren.

Nach Rudolf von Fulda und E. E. Dendahl.

## Euphemia

In den Tagen, als Lutgard von Asberg Priorin des Pforzheimer Dominikanerinnen-Klosters war, beherbergte dasselbe längere Zeit einen vornehmen Gast, der auf eigene Weise dahingekommen war: Euphemia, eine Tochter Eduards III. von England.

Der Vater hatte sie einem Grafen von Geldern als Gemahl versprochen. Die Königstochter aber entzog sich dem ungeliebten Manne durch heimliche Flucht, ging nach Flandern und von da zu Fuß nach Köln. Hier verrichtete sie in einer Herberge unter dem angenommenen Namen Gertrud längere Zeit Magddienste. Da sie sich durch Fleiß und Geschicklichkeit vor allen andern Dienstboten auszeichnete, so wurden diese eifersüchtig, weshalb sie beschloffen, Euphemien zu verderben. Eine der Mitmägde entwendete ein Kleid und versteckte es unter der Königstochter Kopfkissen. Diese ward nun des Diebstahls beschuldigt und auf dem Marktplatz an den Pranger gestellt. Fast wäre sie da von einigen Engländern, die sich unter den Zuschauern befanden, erkannt worden; aber die reichlich fließenden Tränen entstellten ihr Angesicht und machten sie unkenntlich. Nach überstandener Strafe ward sie aus der Stadt gewiesen, kam (angeblich in eines Flößers Obhut) nach vielen Beschwerden in Pforzheim an und fand im Kloster der Dominikanerinnen Zuflucht. Hier nahm sie den Schleier; das Geheimniß ihrer edlen Herkunft bewahrte sie jedoch strenge gegen jedermann. Erst kurz vor ihrem Tode, der um das Jahr 1367 erfolgt sein soll, offenbarte sie der Priorin ihre hohe Abstammung und ihr herbes Geschick.

Nach Blüger.

Die Glocke zu der Hora war verklungen  
 In Pforzheim bei den frommen Klosterfrauen.  
 Ein Bußpsalm, von der Nonnen Chor gesungen,  
 Drang schwer und bang durchs Morgengrau'n.  
 Da tönt das Glöckchen an des Hauses Pforte;  
 Doch ungehört verhallt der leise Klang,  
 Verhallet gleich dem schmerzgehauchten Worte,  
 Das sich empor aus wunder Seele rang:  
 „O möge mir dies nicht zum Zeichen werden,  
 Daß aus mich schließt dies heilige Aßl!  
 Kennt doch mein einzig Hoffen noch auf Erden  
 Nur dieses eine, dieses letzte Ziel!“  
 Raub durch den Garten fährt der Sturm, der wilde,  
 Der neue Tag beginnet feucht und kalt;  
 Da kniet still vor dem Madonnenbilde,  
 Im Froste zitternd, betend die Gestalt.  
 So ward sie von den frommen Frau'n gefunden

Und dann geleitet zu der Oberin,  
 Die schon erkannte in den ersten Stunden  
 Der Fremden reinen, glaubensvollen Sinn;  
 Denn ob sie auch, geheimnisvoll verschwiegen,  
 Nicht Kunde gab aus ihrer frühern Zeit:  
 Der Seele Adel sprach aus ihren Zügen;  
 Die Freistatt war für immer ihr bereit.  
 So lebte sie denn manches Jahr im Stillen,  
 In Pforzheims Kloster, dienend allen gern;  
 Sie kannte nur den einz'gen Wunsch und Willen,  
 Zu wandeln auf dem rechten Pfad zum Herrn.  
 Erst als sich nahte ihre letzte Stunde,  
 Da löste endlich sie der Zunge Band  
 Und nannte mit schon halb erblich'nem Munde  
 Den Namen von dem fernen Vaterland:  
 „Am Thron von England stand einst meine Wiege,  
 Mein Vater ist der König Eduard.  
 Man sagte oft, ich trage seine Züge,  
 Als von der Welt mir noch gehuldigt ward.  
 Da sollt' ich dem von Geldern mich vermählen,  
 Dem Ungeliebten, dies trieb mich zur Flucht.  
 Was ich erlitten, laßt's mich nicht erzählen;  
 Mir ward des Ungehorsams bittere Frucht.  
 Ich hab gesehlet — und ich hab gebüßet.  
 Gott ist gerecht, doch er ist gnädig auch.  
 Er hat zuletzt den Leidenskessel versüßet,  
 Gerührt von der Gebete Opferrauch.  
 Grüßt mir den Vater! Mög er mir's vergeben!  
 Die Palme winkt — der Sieg ist endlich da.“  
 Sie lächelt selig, es entschwand ihr Leben,  
 Und ausglitten hat Euphemia.

A. Banßpach.

## Das alte Heilandsbild zu Pforzheim

Auf dem Kirchenplatze in Pforzheim stand ehemalen ein hölzernes Kreuzifix. Als in den Jahren 1689 und 1789 die Kirche samt den umliegenden Häusern niederbrannte, blieb dasselbe, ob es gleich ganz

in die Flammen gehüllt war, jedesmal unverfehrt. In manchen Nächten brannte bei ihm auf dem Boden ein Licht, und in der Christnacht war das Kreuz von himmlischem Glanz umflossen. Den gespenstischen Kapuziner, welcher auf dem Kirchenplatz umgeht, hat man schon an dem Kruzifix knieen und inbrünstig beten sehen. Nach B. Baader.

Dreimal sank die Stadt in Flammen  
Krachend rund um dich zusammen.  
Auch dein Haus, das pfeilerhohe,  
Wich dem Grimm empörter Loh.

Umgewandelt sind die Straßen:  
Andre Sitze, andre Sassen,  
Andrer Sinn und andre Sitte —  
Du nur in des Wechsels Mitte,

Du allein bist stehn geblieben,  
Bild des Heilands, unvertrieben,  
Von der Blut nicht aufgerieben,  
Dauermächtig wie Sein Lieben.

Also mag der Brand der Zeiten  
Mancher Kirche Sturz bereiten:  
Hoch und hell, der Wahrheit Stern,  
Wirft du leuchten, Bild des Herrn!  
Eduard Brauer.

---

Woluf, min Herz und all min muet,  
Und suech das guet ob allem guet!  
Du hast doch hie kein bliiben nüt,  
Es si morn oder es si hüt.

Heinrich von Laufenberg.

\* \* \*

# Bestzeiten und Kriegsnöte

## Der schwarze Tod

Erzittre Welt, ich bin die Pest!  
Ich komm in alle Lande,  
Und richte mir ein großes Fest.  
Mein Blick ist Fieber; feuerfest  
Und schwarz ist mein Gewande.

Ich komme von Agyptenland  
In roten Nebelschleiern;  
Am Nilusstrand im gelben Sand  
Entsog ich Gift dem Wüstenbrand  
Und Gift aus Dracheneiern.

Tal ein und aus, bergauf und ab,  
Ich mäh' zur öden Heide  
Die Welt mit meinem Wanderstab,  
Ich setz' vor jedes Haus ein Grab  
Und eine Trauerweide.

Ich bin der große Völkertod,  
Ich bin das große Sterben,  
Es geht vor mir die Wassersnot,  
Ich bringe mit das teure Brot,  
Den Krieg hab ich zum Erben.

Es hilft euch nichts, wie weit ihr floht,  
Mein saufend Ross geht weiter;  
Ich bin der schnelle schwarze Tod,  
Ich überhol' das schnellste Boot  
Und auch den schnellsten Reiter.

Dem Kaufmann trägt man mich ins Haus  
Zugleich mit seiner Ware;



Er freut sich hoch; er lacht beim Schmaus,  
Ich steig aus seinem Schatz heraus  
Und streck' ihn auf die Bahre.

Mir ist auf hohem Felsvorsprung  
Kein Schloß zu hoch, ich komme;  
Mir ist kein junges Blut zu jung,  
Kein Leib ist mir gesund genug,  
Mir ist kein Herz zu fromme.

Wem ich nur schau ins Aug' hinein,  
Der mag kein Licht mehr sehen;  
Wem ich gesegnet Brot und Wein,  
Den hungerts nur nach Staub allein,  
Den dürstets, heimzugehen. Hermann Lingg.

## Bußtage und Totentänze

Im Jahre 1348 wurde unser Weltteil von einer furchtbaren Seuche heimgesucht, die als „schwarzer Tod“ in Deutschland und in den Nordstaaten, als „blauer Tod“ in Frankreich, als „fauler Tod“ in England noch lange im Gedächtnis des Volks geblieben ist. Es war die indische Beulenpest: starker Husten und heftiges Fieber stellten sich ein, Geschwüre brachen auf, und die Kranken starben meist nach drei Tagen. Hunderttausende wurden dahingerafft, zumal in den enggebauten Städten; an vielen Orten starb ein Drittel oder gar die Hälfte der Bevölkerung.

Aber auch auf dem Lande hielt der Tod reiche Ernte. In Ersingen und Bilsingen sollen in ganz kurzer Zeit zweihundertzweiunddreißig Personen der Seuche zum Opfer gefallen sein. Beide Gemeinden verpflichteten sich damals, für ewige Zeiten den 7. September als Bußtag mit Wasser und Brot zu feiern. Später wurde zwar die strenge Vorschrift gemildert; aber noch heute gilt der Vormittag des 7. September in beiden Orten als Bußtag.

Auch anderwärts ist die Erinnerung an die Pestnotzeiten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts lebendig geblieben: Marien-

schutzbilder, St. Georgsbilder, Altäre der Pestheiligen St. Rochus und St. Sebastian (Tiefenbronn, Wendelinskapelle bei Neuhausen a. W.) weisen deutlich auf einen solchen Zusammenhang hin. Vor allem aber sind die „Totentänze“, jene ergreifenden Wandbilder mit lebensgroßen Männer- und Frauengestalten in alter Tracht (wie sie früher u. a. auch den Chor der Pforzheimer Schlosskirche schmückten), unter dem erschütternden Eindruck des großen Sterbens im späten Mittelalter entstanden.

Demselben furchtbaren Erleben entstammen auch Verse, wie das folgende Wiegespräch zwischen dem Tod und dem Kinde in der Wiege:

Der Tod: Zu diesem Tanze rufe ich allgemeine  
Papest, Kaiser unde alle Creaturen,  
Arme, Reiche, Große unde Kleine.  
Abtretet, weint unde helfet truren!

Das Kind: O Tod, wie soll ich das verstahn?  
Ich soll tanzen unde kann nicht gahn! —

## Die Pest in Pforzheim

1501.

„Das Jahr 1501 war ein kalt und ohnfruchtbar Jahr, da es viel Regen und Nebel gegeben, des wegen taube Frucht, wenig und saurer Wein gewachsen. Ist also ein Hunger in dem Land eingefallen, daß man die Früchten zu Straßburg und an dem Böhmerwald holen müssen. Zu Pforzen, Wildberg, Calw und anderer Orten grassierte die Pest. In Calw starben bey 500 Menschen, zu Stuttgart aber 4000“. So berichtet eine alte Chronik.

Über das Wüten der Pest in Pforzheim sind wir noch genauer unterrichtet. Sie ergriff jedes Alter und jedes Geschlecht und endete meist mit einem jammervollen Tod. So erschreckend und widerlich waren ihre Begleiterscheinungen, daß der Freund den Freund, der Bruder den Bruder floh und jeder nur an sich und seine Rettung dachte. Da taten sich beherzte, edeldenkende Männer zu einer Vereinigung (Singer-Gesellschaft genannt) zusammen, um den Mitbürgern in Not und Tod beizustehen, den Erkrankten unentgeltlich Hilfe und den Entschlafenen ein ehrliches Begräbniß zu verschaffen. Den Namen

„Singer“ sollen sie deshalb erhalten haben, weil sie die Toten mit Sang und Klang zu Grabe geleiteten. Ihre Gesellschaft hat sich erhalten bis zum heutigen Tage.

Überaus eindrucksvoll hat Eduard Brauer die Schrecken der Pest und das selbstverleugnende Wirken der Singer in folgendem Gedicht geschildert:

Welch Lärmen, Welch Gedränge  
Stört Pforzheims Morgenruh' ?  
Was treibt in bunter Menge  
Das Volk dem Rathaus zu ?  
O wär' es nie gesprochen  
Das schauervolle Wort:  
„Die Pest ist ausgebrochen!“  
So tönts von Ort zu Ort.  
Heute rot,  
Morgen tot —  
Hilf uns, Herr, in der letzten Not!  
Und wer noch wandelt im goldenen Licht  
Gedenke des Todes, der Christenpflicht!

O Leid! In jedem Hause  
Kehrt Klag' und Jammer ein;  
Die Bürgerin, die grause,  
Verschont nicht groß noch klein:  
Das Kind, den kräft'gen Gatten,  
Das Weib im Schönheitsglanz,  
Den Greis, den altersmatten,  
Die Braut im Myrtenkranz.  
Heute rot,  
Morgen tot —  
Hilf uns, Herr, in der letzten Not!  
Und wer noch wandelt im goldenen Licht,  
Gedenke des Todes, der Christenpflicht!

Verödet stehn die Straßen,  
Es schweigt der Arbeit Schall,  
Des Hirten muntres Blasen,

Gefang und Peitschenknall;  
Die Sterbglock' hört man hallen,  
Der Nonnen Klagepsalm;  
Viel hundert Opfer fallen  
Zach, wie des Grases Halm.  
Heute rot,  
Morgen tot —  
Hilf uns, Herr, in der letzten Not!  
Und wer noch wandelt im goldenen Licht,  
Gedenke des Todes, der Christenpflicht!

Der Kirchhof wird zu enge,  
Er sträubt sich mehr und mehr,  
Der Toten schwere Menge  
Zu fassen nach Begehr;  
Am Wege, vor den Türen  
Häuft sich der Leichen Zahl;  
Kein Mensch will sie berühren,  
Es steigt die Angst und Qual.  
Heute rot,  
Morgen tot —  
Hilf uns, Herr, in der letzten Not!  
Und wer noch wandelt im goldenen Licht,  
Gedenke des Todes, der Christenpflicht!

Der Bruder flieht die Schwester,  
Den Hausherrn das Gesind,  
Den Freund der Freund, sein bester,  
Die Mutter selbst ihr Kind.  
Gesprengt sind alle Bande  
Der Sitte, der Natur;  
Wer übt noch Macht im Lande?  
Die Pest ist Herrin nur!  
Heute rot,  
Morgen tot —  
Hilf uns, Herr, in der letzten Not!  
Und wer noch wandelt im goldenen Licht,  
Gedenke des Todes, der Christenpflicht!

Derweil nun pestgepeinigt  
 Die Stadt voll Jammers war,  
 Hat Rates sich vereinigt  
 Von Bürgern eine Schar  
 Und glaubensstark geschlossen  
 Den edlen Singerbund;  
 Viel wackre Gildgenossen  
 Gelobten sich's zur Stund:  
 „Was euch droht,  
 Qual und Tod  
 Laßt uns lindern der Kranken Not!  
 Und wer noch wandelt im goldenen Licht,  
 Er üb' an den Toten die Christenpflicht!“

So führten sie mit Singen  
 Ihr Amt der Stadt zum Heil;  
 So Hohen wie Geringen  
 Ward Hilf' und Trost zu Teil.  
 Die Lieb und Treue kehrte  
 Zurück ins Tal der Enz,  
 Und Gott im Himmel wehrte  
 Dem Grimm der Pestilenz.  
 Heute rot,  
 Morgen tot —  
 Hilf dem Nächsten nach Gottes Gebot!  
 Wer weiß, wann die Not ins Haus dir bricht?  
 Gedenke des Todes, der Christenpflicht!

## Der Koch zu Eberstein

Kurze Zeit nachher soll die Pest auch im unteren Murgtal und um Baden=Baden verheerend aufgetreten sein.

Unweit Scheuern steht eine mit Eichen beschattete Kapelle. Ihre Decke ist mit einem Gemälde geschmückt, das die Schrecken der Pest darstellt. Bis dorthin soll einst die Pest gedrungen sein; die gesegnete Stadt Baden sei jedoch verschont geblieben, weil ihre Bewohner die Tore geschlossen und die heißen Quellen geöffnet hätten. Dagegen

wurde Gernsbach schrecklich heimgesucht. Aus dieser Zeit soll der Glaube stammen, daß Menschen, welche die Pest als Opfer ausersehen hat, zuvor in dunkler Nacht einen gespenstischen Tanz miteinander machen, und daß Hellsichtige ihre eigene Person an dem schreckhaften Reigen teilnehmen sehen.

Diese schauerliche Sage ist erstmals in der Zimmerischen Chronik niedergeschrieben worden: Im Jar 1518, da der groß Landzsterbend (= Pest) gar nahe in allen teutschen Landen, hat sich der from graf Bernhardt mit seinem Gemahl der Gräfin von Sonnenberg uf Eberstein gehalten. Er hat ein maister Koch gehapt, gehaisen der Marcell, der Ist eins nachts, als der Vollmond schien, ufgestanden und hat zum Fenster hinaus gesehen gegen den Wachtelbronnen der Stadt Gerspach zu. Also hat er gesehen vil Personen, weib und man, die einander bei den Handen und den Weg vom Wachtelbronnen dem Schloß zu ein Reigen gedanzet haben, gleichwohl ohne ainig Spill. Als sie wohl zum Schloß hernuf kommen, hat er etlich under der Componia gekent, Insonderheit hat er sich selbs In seiner Claidung gesehen, daß er sich höchlich verwundert. Er hat sie bei dem Schloß hinum sehen tanzen dem Siechhof (= Friedhof) zu, daß er nit gewißt, wo sie hinkommen sein. Desselbigen Jars sein alle die, so der Koch am Danz gesehen, gestorben, wie denn Ime, Koch, auch geschehen. *Nach v. Beust.*

## Der Koch zu Eberstein

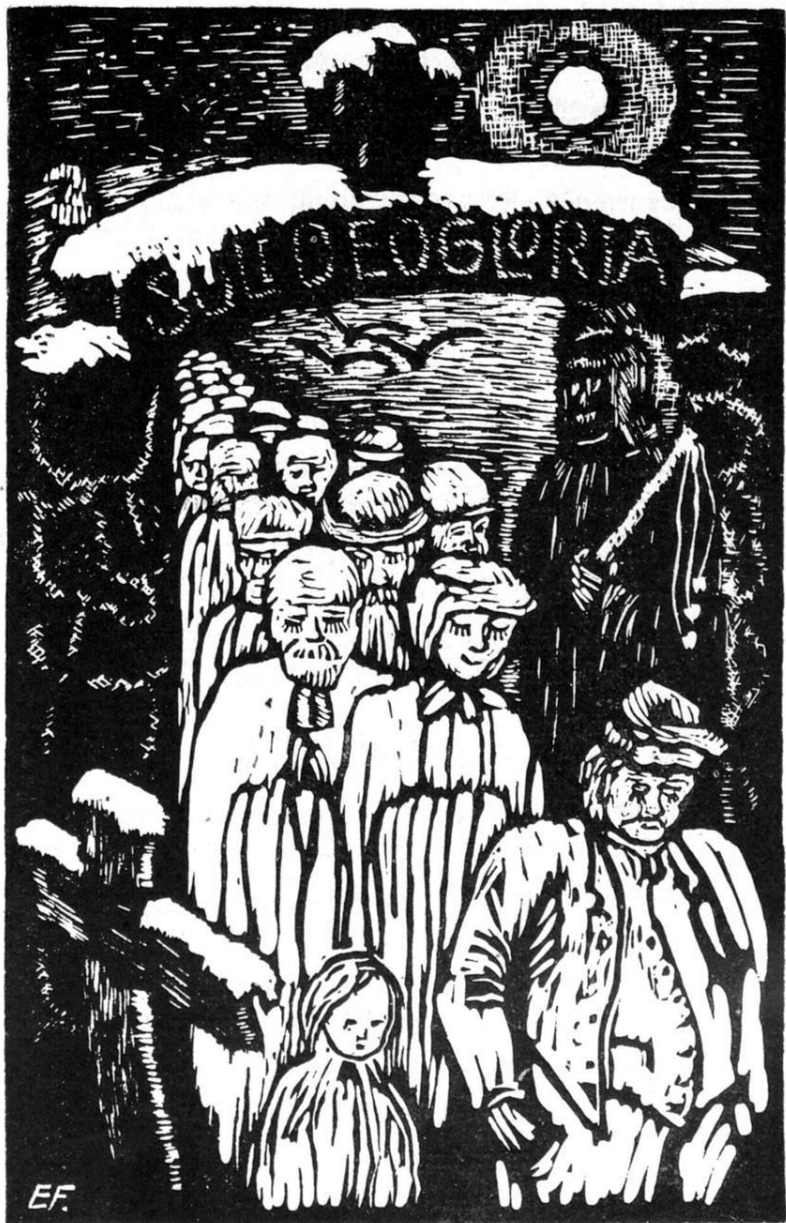
Am offenen Fenster im Mondenschein  
Steht der Meister Koch auf dem Eberstein.

Über Tal und Berg ein mattes Licht  
Gießt der Mond, der durch die Wolken bricht.

Längst träumt im Schlosse der müde Graf;  
Die Knechte liegen in tiefem Schlaf.

Der Koch allein an dem Fenster wacht,  
Seine Wangen kühlet der Hauch der Nacht.

Er schaut von dem hohen Herrenhaus  
Weit über die silbernen Tannen hinaus.



Der Zug des Todes

Und wie er blickt in die Mondnacht kühl,  
Gewahrt er plötzlich ein bunt Gewühl.

Wo der Wachtelbrunnen so helle rinnt,  
Ein lustiges Hüpfen und Tanzen beginnt.

Es weben den Reigen viel Männer und Frau'n,  
Wie gaukelnde Elfen im nächtigen Tau'n.

Der Koch, der traut seinen Augen kaum;  
Ist's Wahrheit? Ist es ein neckischer Traum?

Da durchwühlt ein eifriger Wind sein Haar;  
Wohl wacht er, wohl sieht er hell und klar.

Wohl sieht er, wie näher dem Schlosse tritt  
Die hüpfende Schar in gemessenem Schritt.

Kein Pfeifer flötet, kein Fiedler geigt,  
Der Mund der Tänzer, der Frauen schweigt.

Und bleich, wie der Mond bei der Sonne Licht,  
Ist der Männer, der Frauen Angesicht.

Und ernst, wie von tiefem Leid bewegt,  
Ist die bunte Schar, die sich tanzend regt.

Und der Männer viele und viele der Frau'n  
Erkennt er, die seine Augen schau'n.

Zu Gernsbach im Städtlein sind alle zu Haus,  
Was lockt sie zur Mitternachtstunde heraus?

Was treibt die Greise zur nächtlichen Fahrt?  
Was die züchtigen Frau'n, die Mägdlein zart?

Da starrt sein Blut und empor steht sein Haar —  
Er sieht sich selbst in der tanzenden Schar.

Er sieht sich tanzen im Festgewand,  
Eine bleiche Frau an der welken Hand.

Er sieht sich tanzen voll Ernst und stumm  
Mit der schweigenden Schar um das Schloß herum.



Sieht wandeln sich fort in bewegter Ruh  
Mit den stillen Tänzern dem Siechhof zu.

Durch den Himmel schweift ein blut'ger Stern,  
Auf der Erde lastet die Hand des Herrn.

Der Herr hat ergossen die Schale des Borns;  
Gift wurden die Luft und die Welle des Borns.

Der Herr läßt strömen den Hauch der Pest,  
Nach Norden und Süden, nach Ost und West.

Aus jeder Hütte, aus jedem Haus  
Tönt Achzen und Jammern und Heulen heraus.

Von früh, bis das letzte Sternlein scheint,  
Die Totenglocke wimmert und weint.

Im Friedhof zu Gernsbach wächst Grab an Grab,  
Die Tänzer, sie sanken alle hinab.

Es schläft inmitten der endlosen Reih'n  
Auch, der sie belauschte im Mondenschein.

Gerhard Helfrich.

## Helf dir Gott!

Etwas später, ums Jahr 1529, nahm der sogenannte englische Schweiß, welcher aus den Niederlanden gekommen, seinen Anfang. Er erstreckte sich durch ganz Deutschland und war so beschaffen, daß die Leute entweder innerhalb zwölf Stunden gestorben, oder, wenn sie das Gift ausgeschwitzet, nach und nach wiederum gesund geworden. Die Seuche griff die Leute neben starkem Schwitzen mit Gähnen und Niesen an, daher der Wunsch entstanden: Helf dir Gott!

Nach Steinhofer.

Auch wird erzählt: Eine Pest in Deutschland, welche viele Menschen hinraffte, kündigte sich durch Niesen an; und das hörte nicht eher auf, als bis der Tod erfolgte, so daß sich die Menschen ganz eigentlich zu Tode niesen. Sowie deshalb jemand anfing zu niesen und alle menschliche Hilfe umsonst schien, sagte man nur noch: „Helfe dir Gott!“ so oft der Kranke niese. Seitdem ist es Sitte geblieben, diesen Wunsch beim Niesen auszusprechen.

Nach E. Meier.

## Allerlei Nachrichten über die Pest und andere Seuchen

Auch in anderen Orten unserer Heimat finden sich noch sagenhafte Überlieferungen über die Verheerungen, welche ansteckende Krankheiten zu Zeiten anrichteten. Zumeist werden sie als die Pest, später auch als die schwarzen Pocken bezeichnet. Im folgenden sind nur wenige Beispiele mitgeteilt. Schlägt man aber die Totenbücher auf, so bietet sich überall dasselbe Bild. Besonders hat sich allerorten das Schreckensjahr 1635 als „das Jahr des großen Sterbens“ eingetragen, und es ist wohl anzunehmen, daß manche dunkle Erinnerung aus jenen Tagen noch fortlebt.

So wird in Salmbach erzählt: Vor langer Zeit wütete in Salmbach eine gefährliche Seuche. Viele Menschen erlagen ihr; oft starben ganze Familien aus. Manchmal mußte man sogar zwei Leichen in einen Sarg legen. Sicherlich wären vollends alle Einwohner des Dorfes gestorben, wenn nicht der geisterhafte „Weckvogel“ gekommen wäre und gepfiffen hätte:

Esset Knoblich und Bibernell,  
No sterbet er et äll!

Das taten die Leute, und gleich hörte die Seuche auf. Weil Salmbach damals noch keinen Friedhof hatte, so begrub man die Toten draußen in der „Kleinen Miß“ (auch „Schollabäch“ genannt). Hier sind heute noch im Walde siebenzig bis achtzig in einer Linie liegende, grabhügelähnliche, überwachsene Erhöhungen zu sehen, die in Grunbach geradezu als „Pestgräber“ bezeichnet werden. Andere sehen darin Soldatengräber aus dem dreißigjährigen Kriege.

Nach Spieth und Freyhardt.

Auch in Schömburg soll die Pest schrecklich gehaust haben. Man erzählt, daß in dem Sarge, welcher heute noch auf dem Kirchboden zu sehen ist, die Pestleichen zum Friedhof getragen worden seien. Ähnliches wird aus Grunbach von einer schweren Pockenseuche im vergangenen Jahrhundert erzählt; doch ist hier der früher im Kirchturm aufbewahrte Sarg dem großen Brande des Jahres 1871 zum Opfer gefallen. In Weinberg soll einmal das halbe Dorf ausgestorben sein.

Nach Schick, Freyhardt und Hammelehle.

Im oberen Enztal wüteten einmal die Pocken. Ihnen erlag auch ein alter Junggefelle. Als er in den Sarg gelegt war, packte ihn der Schreiner, um sich vor Ansteckung zu schützen, mit der Beißzange an der Nase und legte ihn so zurecht. Dies ging dem Bruder des Verstorbenen nahe. Sobald er auch von den Pocken befallen wurde, ließ er sich einen Sarg anfertigen, und als er zu sterben kam, legte er sich selbst hinein, um der Beißzange des Schreiners zu entgehen.

Nach Widmaier.

Es ist ein Schnitter, heißt der Tod,  
Hat Gewalt vom großen Gott.  
Heut weht er das Messer,  
Es schneid't schon viel besser,  
Bald wird er drein schneiden,  
Wir müssen's nur leiden.  
Hüte dich, schöns Blümelein!

\* \* \*

## Krieg im Land

Hört der Kriegsdrommeten Schmettern!  
Feindlich Heervolk naht dem Land;  
Schaurig rast's in Schlachtenwettern;  
Lohend steigt der Dörfer Brand.

Grinsend vor entmenschten Horden  
Mit der Sense jagt der Tod.  
Schlimmer Wüten, grimmer Morden  
Folgt: der Leichenzug der Not.

Aus den Landen schwillt zum Himmel  
Machtvoll flehend, wild ein Schrei:  
Wende, Herr, des Kriegs Getümmel!  
Schenk uns Frieden! Mach uns frei!

Friedrich Rück.

# Kindestreue des braven Pforzheimer Amtskellers Kaspar Maler

1634.

Schwer lag des Krieges Eisenhand  
Auf Deutschlands wundem Haupte;  
Durch Trübsal, Pest und Hunger schwand,  
Was Feindesschwert nicht raubte.

Die Fürsten lebten wechselseit  
In blut'ger Glaubensfehde  
Und weidlich nützten ihren Streit  
Der Franzmann und der Schwede.

Gen Pforzheim auch wälzt unheilsschwer  
Die Kriegsflut ihre Wogen.  
Hilf Gott, schon kommt des Kaisers Heer  
Siegbrausend hergezogen!

Hilf Gott, verlassen und allein  
Stehn Pforzheims wack're Bürger!  
Kings flieht das Volk bergauf, waldein,  
Enteilend seinem Würger.

Verzweifle, wer nicht laufen kann,  
Der Lahme samt dem Blinden!  
Kein Roß, kein Führer, kein Gespann  
Ist meilenweit zu finden.

Ein rührend Schauspiel stellt sich dar  
In diesen Greueltagen,  
Sieh her: ein Mann im Silberhaar  
Zieht rüstig einen Wagen.

Von holden Kindern im Verein  
Wird rücklings er geschoben,  
Und ach! ein steinalt Mütterlein  
Sitzt weichgebettet droben.

So ziehen sie voll Freudigkeit  
Wohl manche schwere Meile;

Der Pfad ist schlimm, die Reiß' ist weit,  
Nach Landau geht's in Eile.

Wie sehr auch Drangsal, Hohn und Spott  
Sie plagt auf allen Wegen –  
Fort geht's in immer lust'gem Trott  
Durch Sonnenschein und Regen.

Durch Dorf und Stadt, durch Flur und Wald  
Geht's weiter, immer weiter –  
Da stürzt aus dunklem Hinterhalt  
Ein Haufe wilder Reiter.

„Spannt aus das Ross, heraus den Schatz!“  
So tönt's von rauhen Kehlen;  
Doch lachend räumen sie den Platz:  
„Da mag der Teufel stehlen!“

Die Wandrer pilgern fort mit Gott,  
Als ob sich nichts begeben,  
Sie dulden mutig Qual und Spott,  
Es gilt der Mutter Leben.

Ein Stündlein noch, dann ruhn sie aus  
An Landaus festem Walle;  
Dort in des Freundes sich'rem Haus  
Sind sie geborgen alle

Und freuen sich der Wanderschaft  
Und danken dort in Frieden  
Dem Herrn, der ihrer Liebe Kraft  
Und Rettung hat beschieden.

Du schweigst mein Lied? Wie hieß, sag' an,  
Der Mann, der lobesame?  
Amtskeller M a l e r hieß der Mann,  
Noch blüht sein Stamm und Name.

Mit Goldkaross' und Galapferd  
Stolziert manch dürftger Prahler;  
Den nenn' ich reich, der also fährt  
Wie einst die alte Maler.

Eduard Brauer.

## Der Vaterunser=Acker bei Pforzheim

In die schwere Zeit, die über unsere Heimat nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen (1634) hereinbrach, versetzt wohl folgende Sage: An der Straße, die von Pforzheim nach Wurmberg führt, liegt ein Feldstück, das den Namen Vaterunser=Acker trägt. Ein Sterbender habe seinem Freund in den Kriegs- und Pestnöten jener Zeit den Acker geschenkt und ihm dafür die Verpflichtung auferlegt, für seine arme Seele eine Anzahl Vaterunser zu beten.

Nach R. Gerwig.

## Die Langenbrander Kirchenglocke

Als die Schweden (oder die Franzosen) einmal schlimm in unserer Heimat hausten, nahmen sie die Langenbrander Kirchenglocke mit. Unterwegs ward sie ihnen zu schwer. Da versenkten sie den Raub kurzerhand in den „Bahnholzbrunnen“ bei Salmbach. Lange Zeit hörte man noch einen hellen Ton aus der Tiefe, wenn man kleine Steine in den Brunnen hinabwarf. Aber nun ist die Glocke mit Schlamm bedeckt und aller Klang erstorben.

Nach Spieth.

## Der Franzosenbuckel bei Höfen

Zwischen Calmbach und Höfen hebt sich auf der linken Talseite aus dem langgestreckten Rücken des Eibergs der Franzosenbuckel heraus, und an seinem Fuße sprudelt eine frische Quelle, „Franzosenbrunnen“ genannt. Hier sollen einst bei einem französischen Einfall einige feindliche Soldaten von den Einheimischen erschlagen und verscharrt worden sein.

Nach M. Eifert.

Schwarz sinkt die Nacht. Dumpf rauscht der Wald.  
Sturmtosen aus den Bergen hallt. —

„Großmütterchen, erzähl geschwind  
Vom bösen Mann“, fleht leis das Kind.

„Vom bösen Feind, dem Mordfranzos,  
Der deine Ahne niederschöß?“

„Vom bösen Mann, den drauf mit Fug  
Mein Ahn im wilden Wald erschlug.“ —

Die Alte nickt, und feucht betaut  
Ihr Aug in ferne Weiten schaut:

\*

Wild heult der Kriegsturm durch das Land,  
In Stadt und Dörfern loht der Brand.

Durchs Tal des Erbfeinds zuchtlos Heer  
Zieht grimm heran. Der Tag war schwer.

„Zun Höfen“\* tobt ein trunkner Hauf.  
Grell schlägt die Flamm' zum Himmel auf.

Als spät die Horde weiter eilt,  
Da haben Dreie noch verweilt:

Sie tragen Qual und Schand und Graus,  
Die Schrecklichen, in jedes Haus. —

\*

„Vor Feindesnot und jähem Tod  
Behüt uns, lieber Herre Gott!“

Laut betet der Postille Spruch  
Die Ahne dein. Sie schließt das Buch —

Da kracht die Tür, die Feinde nahn,  
Die Ahne flieht. „Sei mein! Halt an!“

Wild greift ein Arm, es eilt ihr Fuß,  
Sie reißt sich los — da fällt ein Schuß.

Todwund sinkt sie am Herde hin:  
„Gott straf euch! Fluch mög' mit euch ziehn“

\*

Zwei Männer schreiten rasch zum Wald,  
Die Floßart ihre Faust umkrallt.

An dunkeln Ort, am Wegesrand,  
Da suchen sie verborgnen Stand.

\* Alte Schreibweise für Höfen a. d. Enz.

Claus Laub, dein Ahne, schnaubet Wut:  
„Heut fordr' ich, Schurken, euer Blut!“

Zum Rachschwur reicht die Rechte hin  
Dem Schwäher Zacher Eberlin.

Da hallen Schritte. Schwankend naht  
Die welsche Rotte, Raubes' satt.

„C' était bien! Das deutsche Pack  
Soll füllen randvoll unsern Sack.“ —

„Es lebe Ludwig, Frankreichs Stern!  
Wir dienen Melac, unserm Herrn!“ —

„Heil unserm Heer! Dem Kriegsmann Heil!“ —  
Es rauscht im Strauch. Hell blitzt ein Beil

Und noch ein Beil! Ein Schlag — ein Fall —  
Und zweimal noch! Dann ruhn sie all . . .

„Mög immerdar ein rächend Beil  
So treffen zu der Heimat Heil!“

Claus sprach's und scharrt des Feinds Gebein  
Still am Franzosenbuckel ein. —

\*

Die Alte schweigt. Es kehrt ihr Blick  
Aus fernen Weiten stolz zurück. —

Schwarz sinkt die Nacht. Dumpf rauscht der Wald.  
Sturmtosen aus den Bergen hallt.

Friedrich Sid.

## Der Angelstein bei Waldrennach

Unweit Waldrennach liegt tief im Wald versteckt der Angelstein, eine wilde Felshalde am obersten Hang des Größeltales. Mächtige, mit Moos und Farn üppig bedeckte Blöcke und Platten des roten Sandsteins haben sich aus ihrem Verband gelöst und sind, dem Zug der Schwere folgend, nach und nach übereinander geglitten, so daß sich heute der Anblick eines wirren Hauswerks riesiger Felsen bietet.



Unter einzelnen Blatten finden sich wettersichere, höhlenartige Räume. Hieher sollen sich in Kriegsnöten die Bewohner der Umgegend gewandt haben, und einmal soll hier gar ein Kind auf der Flucht geboren worden sein. Vor zwanzig Jahren ist an einem der Felsen eine Inschrift angebracht worden, welche diese Sage geschichtlich festzulegen sucht. Sie lautet: „Hier ist geboren Gottfried Burkhardt den 1. Jänner 1796, zur Zeit, da die Leute vor den französischen Kriegern geflohen sind. Nachheriger Sägmüller im Größeltal. Der Enkel: G. Schilling.“ Diese Fassung deckt sich aber in keiner Hinsicht mit den geschichtlichen Tatsachen (die Franzosen kamen ja erst im Juli 1796), und mit Recht haben sachkundige Neubürger damals gegen diese Fälschung Stellung genommen.

### „Fridenlied“

Wie glänzet doch der Fridenstern!  
 Er kommet von dem Fridenshern,  
 Bestrahlt den ganzen Himmel;  
 Die trüben Wolken teilen sich,  
 Die gülden sonn glänzt wunderbarlich,  
 man hört ein frewdgetümmel.  
 Singet, springet,  
 Jubilieret, triumphieret,  
 Dankt dem herren  
 Und dem könige zu ehren!

Geh, edler frid, ins Teutschland ein  
 Und laß darin beständig sein  
 Die flammen deiner liebe;  
 Ergöze nun das teutsche Herz  
 Und nimm hinweg des krieges schmerz,  
 Der dich daraus vertriebe.  
 Singet, springet,  
 Jubilieret, triumphieret,  
 Dankt dem herren  
 Und dem könige zu ehren!

Aus dem ulmischen Danklied für den Frieden (1650).

\* \* \*

## Bildstöcke und Steinkreuze

Du ziehst auf alten Wegen  
Durch sonntagstilles Land.  
Da winkt dir stumm entgegen  
Ein Kreuz am Waldestrand.

Müd rieselt durch die Lüfte  
Herbstfarben Blatt auf Blatt.  
Ernst flüstert's, wie um Grüste  
Auf stiller Totenstatt . . . .

Friedrich Rück.

### Der Kreuzstein auf dem Eiberg

Auf dem Eiberg steht da, wo der Dobler Weg die Höhe erreicht, seit mehr als zwei Jahrhunderten der Kreuzstein. Er deckt das Grab eines Unbekannten, der hier auf räthelhafte Weise ums Leben kam. Eine alte Nachricht weiß darüber folgendes zu erzählen: „Am 8. August 1715 ist von den Hirten ein Mannskerk tot gefunden worden am Eiberg, wo man von Calmbach aus auf den Dobel geht; und wie man vermutet, so wäre er den verflossenen kalten Winter erfroren. Allein weilen er und seine Kleider, die auf der Seiten gelegen, schon ganz vermodert, so ist die Sach an Herrn Bogten zu Neuenbürg berichtet und die Veranstaltung gemacht worden, daß man ihn gleich daneben begraben hat. Nach eingenommener genauer Inspektion hat sich befunden, daß der gute Mensch gewalttätiger Weis erschlagen worden, weilen er hin und wieder verlegt, auch ein großes Loch im Kopfe gehabt hat“.

Nach M. Eifert.

### Der Kreuzstein auf der alten Steige bei Höfen

Auf der alten Steige, die am Südausgang des Dorfes Höfen zur Hengstberg-Stufe empor gegen Calmbach führt, ist unmittelbar über der steilsten Stelle des berühmten „Erdfalles“ ein Kreuzstein in die linksseitige Stützmauer eingelassen. Er ist mit Lustalgen und Flechten überkrustet und trägt in seinem eingetieften Mittelfeld ein

einfaches Kreuz und die Jahreszahl 1816. Das Höfener Kirchenbuch berichtet, daß hier die Christina Barbara Bodamer, geb. Scheererin aus Kapfenhardt, im Alter von vierzig Jahren beim Straßenbau von einem Stein erschlagen ward. Vierzig Jahre später war über diesen Unfall noch folgendes bekannt: Im Jahr 1816 hatte ein verheerendes Sommerhochwasser durch starke Unterspülung des Steilhangs umfangreiche Ausbesserungsarbeiten an der Steige notwendig gemacht. Ein Stein, der oben im Walde gebrochen und herabgelassen wurde, geriet ins Rollen, setzte in hohem Sprung auf den Weg hinab und traf ein von der Kirche kommendes Weib mit solcher Wucht, daß sie augenblicklich tot zu Boden fiel. Der Stein wurde der Mauer eingefügt und mahnt durch das Zeichen eines Kreuzes und die Jahreszahl 1816 heute noch an das Unglück, das er angerichtet hat. Nach M. Eifert.

---

Rasch tritt der Tod den Menschen an;  
Es ist ihm keine Frist gegeben.  
Es stürzt ihn mitten in der Bahn;  
Es reißt ihn fort vom vollen Leben.  
Bereitet oder nicht, zu gehen,  
Er muß vor seinem Richter stehen!

Friedrich Schiller.

## Der Bildstock bei Weißenstein

Auf dem Bergschlosse Weißenstein lebte ein frommer Ritter mit seinem einzigen Kinde, einem schönen, tugendhaften Fräulein. Um sie warb der Herr der benachbarten Burg Liebeneck. Er wurde aber wegen seines wüsten Lebens von Vater und Tochter zurückgewiesen. Da beschloß er, sie zu rauben, und versteckte sich mit einem Haufen Reißiger in dem Walde bei Weißenstein, wo das Fräulein zu lustwandeln pflegte. Als sie am Abend allein dahin kam, ward sie von der Rotte ergriffen, auf ein Pferd gesetzt und den Berg hinab zu der Nagoldbrücke gebracht. Über diese wollten sie nun davon eilen; aber kaum waren sie in deren Mitte, so brach sie zusammen. Mann und Roß stürzten in den Fluß, und alle ertranken. Nur das Fräulein wurde von den Wellen an das diesseitige Ufer getragen. In Folge des Schreckens starb sie jedoch wenige Stunden nachher, und sie wurde

in der Gruft des Schlosses beigesetzt. An die Stelle, wo seine Tochter gelandet, ließ der Ritter einen steinernen Bildstock setzen, auf welchem der gekreuzigte Heiland mit Maria und Johannes dargestellt ist. Dann verließ er auf immer das Schloß seiner Väter und ging in das Kloster Hirsau.

In gewissen Nächten, zwischen elf und zwölf, legt bei diesem Stock ein kleines Schiff an. Ihm entsteigt eine weiße Gestalt, die ein goldenes Kreuz in Händen trägt. Es ist das verstorbene Fräulein von Weißenstein. Wenn das Schifflin verschwunden ist, schreitet die Jungfrau langsam nach dem verfallenen Schlosse empor, wo ein Lichtlein so lange brennt, bis sie die Ringmauern durchschritten hat.

Ein anderes Licht zeigt sich in den heiligen Nächten bei dem Bildstock, an dem zu Zeiten auch ein gespenstischer Ritter kniet und betet.

Einst nahmen Flößer, welche auf der Nagold vorbei fuhren, den Stock mit nach Mannheim und verhandelten ihn; aber in der Nacht kehrte er von selbst wieder an seine alte Stelle zurück.

Ein andermal, als er nach Heidelberg kommen sollte, war er durchaus nicht von seinem Platze zu bringen, und seitdem ist er unangefochten da stehen geblieben.

Nach B. Baader.

## Das Steinkreuz an der Weinsteige

Unfern der Teufelsmühle steht an der alten Weinsteige, die von Gernsbach über den Hohlohrücken ins obere Enztal führt, ein mit Moos überwuchertes Steinkreuz, das die Inschrift trägt: „7. Juli 1817 zwei Brüder ermordet“. Ältere Waldleute wissen über die graufige Tat folgendes zu berichten:

Zwei Brüder aus Scheuern im Murgtal, die miteinander einen Viehhandel und eine Mehgerei betrieben, kauften oft Vieh in den württembergischen Waldorten ein. Der nächste und bequemste Weg dorthin ging die alte Weinstraße entlang nach Kaltenbronn und Enzklösterle. Am 7. Juli des Jahres 1817 verließen sie in früher Morgenstunde ihr Heimatdorf, um bei den „Schwaben“ Vieh einzukaufen. Aber schon in den Nachmittagsstunden verbreitete sich das Gerücht, daß man beide erschossen und ausgeraubt auf der alten Weinsteige, nicht weit von der Teufelsmühle entfernt, gefunden habe. In den nächsten Tagen erhob der Fährbote von Scheuern Anspruch auf eine

bedeutende Geldsumme, die er den Ermordeten am Abend vor ihrem Weggang auf Schuldschein geliehen hatte, und erhielt das Geld auch ohne Anstand ausbezahlt. Denn niemand ahnte, daß er sich sein Guthaben bereits mit Gewalt wieder angeeignet hatte. Viele Jahre später erst, als der Tod bereits seine kalte Hand nach ihm ausstreckte, gestand er sein Verbrechen ein. Mit einer gut geladenen Doppelflinte war er noch eher als die Brüder aufgebrochen und erwartete sie hoch oben im dunkeln Tannenwald, um sie wie das Wild aus verborgenem Hinterhalt niederzuschießen und auszurauben.

Nach G. A. Volz.

## Allerlei von Kreuzsteinen

Das Steinkreuz in Gräfenhausen – am Ortsausgang gegen Arnbach am Wege stehend – zeigt auf der Vorderseite einen Hammer und ein Schneidmesser. Ein Schmied soll hier einen Schreiner erschlagen haben.

Nach Schulrat Keß.

In der Waldabteilung Steinenkreuz bei Arnbach steht ein steinernes Sühnekreuz, das eine Jahreszahl (vermutlich zu lesen: Anno 1703) und darunter die Zeichnung eines Hafens ohne Henkel trägt. An dieser Stelle soll ein Neuenbürger Hafner ermordet worden sein, als er mit dem Erlös seines im Badischen verkauften Geschirrs nach Hause ging.

Nach Blenke.

Zwei Kreuze ohne Inschrift befinden sich bei Unterlengenhardt. Über Ursprung und Bedeutung ist nichts bekannt.

Auch am Wege von Grunbach nach Büchenbronn steht ein Steinkreuz. Hier sollen sich zwei Metzger wegen eines Kalbes gegenseitig getötet haben. Um Mitternacht wollen die Leute öfters ein helles Licht auf dem Stein gesehen haben.

Nach Freyhardt.

Ähnlich verhält es sich mit dem Kreuz zwischen Igelsloch und Schömberg. Es trägt ein Zeichen, gleich einem Hammer. Hier sollen sich ein Schmied und ein Metzger gegenseitig umgebracht haben.

Nach Gugeler.

## Der Kreuzstein

Es steht ein Stein am Wege,  
Ein alter, grauer Stein;  
Es grub in ihn der Steinmetz  
Kreuz und Beil hinein.

Als Untatsangedenken  
Er dort am Wege steht;  
So meldet die Bauernkunde,  
Die von dem Steine geht.

Keiner wurde vergessen,  
Jedem ward sein Teil;  
Ein Kreuz bekam der eine,  
Der andere das Beil.

Hermann Löns.

\* \* \*

# Allerlei Schwarzwaldvolk

Ein kraftvoll Geschlecht ist erwachsen, vom Bergwald behaglich umfriedet;  
Ob Flößer, ob Spielmann, ob Wilddieb: warm schlägt ihm das Herz in der Brust.

## Die Lehmänner

Im hintersten Eyachtal, unweit des Zusammenflusses der Brotenau mit der Dürreich, stand früher der Lehmannshof. Im 18. Jahrhundert gehörte zu ihm auch eine Mühle; denn das Forstlagerbuch von 1763 verzeichnet an jener Stelle die „Lehmanns Mahl-Mühl“. Hier lebte vor mehr als hundert Jahren noch ein Geschlecht, das durch seine Körperstärke in der ganzen Umgegend bekannt war: die Lehmänner.\*

„Dem einen derselben erzählt man nach, daß er einst nach einem beim Trunk verlebten Nachmittag mit dem Eyachmüller gewettet habe, derselbe müsse ihm bis zum hundertsten Schoppen Wein bezahlen, wenn er selbst jetzt noch wisse, wie viel er habe. So bringet den siebenundachtzigsten, rief er, und der Wirt bestätigte nach der Kreide die Richtigkeit. Lehmann aber trank den hundertsten noch ohne Kauff. Der andere fand einst auf dem Wege zu seiner Wiese einen Geiger, der von einer Hochzeit kam. Er nahm ihn, drehte ihn über den Kopf in sein Keff, das er, um Gras zu holen, auf dem Rücken hatte, und ließ sich nun auf seinem Rücken zu seinem Grasmähen aufspielen.“

Nach M. Eisert.

## Lehmännerstreich

Den Lehmannshof im Eyachtal  
Bewohnt' in alter Zeit einmal  
Ein Kraftgeschlecht von Riesen —  
Lehmänner sie sich hießen.

\* Im Wildbader Kirchenbuch findet sich der Schiffer (und Inhaber des Eyachtal-Hofes) Matthäus Lehmann sowie dessen Sohn Johann Adam. Letzterer verehelichte sich 1769 mit einer Durlacherin. Er ist wohl identisch mit „Hans dem Lehmannsteiner“, dessen Stärke ein Gedicht aus dem Jahre 1848 rühmt.

Und wo es in Schenken den Mannen gefiel,  
Da sah man bei Tänzen und Würfelspiel  
In Strömen die Weine fließen.

Geiger, spiel auf!

Zog einst ein müdes Geigerlein,  
Den Kopf beschwert mit Hochzeitswein,  
Nach Haus im Frührotschimmer;  
Der Waldweg war ein schlimmer.  
Vom tauenden Grase sein Mäntelein naß,  
In wachem Traum schwankt er fürbaß;  
Die Rufe vernahm er noch immer:

Geiger, spiel auf!

Doch jäh sein Traum ein Ende fand,  
Als unversehens vor ihm stand,  
O Schreck, ein Lehmannriese.  
Er glaubt', daß der Satanas vor ihm steht  
Und fühlt', wie ihm Hören und Sehen vergeht,  
Daß alles im Nebel zerfließe:

Geiger, spiel auf!

Am Kragen wird er gar gepackt,  
Wie ein Kaninchen eingefackt  
Ins Reff auf Lehmanns Rücken;  
Da hilft kein Schrei'n noch Bücken.  
Der Grobe dann scharf die Sense wehrt  
Und rückwärts dem schlotternden Spielmann versetzt:  
„Heraus mit den lustigen Stücken!

Geiger, spiel auf!“

Der kratzt und fidelt, was er kann,  
Klatsch! bricht die Saite dann und wann.  
Es legt sich schnurgerade  
Und rauschend Mahd an Mahde.  
Wie Schwertstreich die blitzende Sense fällt,  
Die stracks in den Fäusten der Riese hält.  
Dazwischen der Ruf ohne Gnade:

„Geiger, spiel auf!“



Erst als die Arbeit war vorbei,  
Ließ er den armen Burschen frei,  
Hob ihn ins Gras hernieder,  
Ihm zitterten die Glieder.  
Entfliehend hört er das höhrende Wort:  
„Was kostet der Spaß? Du willst schon fort?  
So sehen wir später uns wieder!  
Geiger, spiel auf!“

Saß er hernach im Becherkreis,  
Gab er sein Abenteuer preis:  
„Hab ich die Mär gestohlen,  
Soll mich der Teufel holen!  
Er ist mir leibhaftig begegnet im Wald  
Und hat mir auf seinem Rücken alsbald  
Ein Stündlein zu spielen befohlen:  
Geiger, spiel auf!“

Rudolf Müller.

## Der Pfarrer zu Altburg

Zu Altburg lebte vor Zeiten ein Pfarrherr, der „konnte mehr als Brot essen“. So verstand er es, sein Obst durch einen Bann vor den Buben des Dorfes zu sichern. Jeder, der sich auf einen Baum wagte, stürzte unfehlbar herab, ehe er den ersten Apfel in Händen hatte. Mit ähnlichen Mitteln trat er auch den Franzosen entgegen, als sie einmal im Pfarrhaus plündern wollten. Kaum hatte der erste Soldat die Schwelle überschritten, als er auch schon wieder kreidebleich auf den Hof hinausstürzte und aus vollem Halse schrie: „Das Pfaff ist Hex! Das Pfaff ist Hex!“ Da zogen die anderen scheu davon, und das Pfarrhaus blieb verschont.

Aber noch mehr: Der Pfarrherr sah und hörte auch alles, was im Dorf und in den Häusern vor sich ging, sobald er einen Weiberrock anzog, den er im Hause hatte. Selbst was im fernen Walde geschah, entging ihm nicht; und wenn ein Holzbauer einen Teil des Pfarrholzes für eigene Zwecke draußen liegen ließ, so konnte der Pfarrer beim Vesper zu ihm sagen: „Nachher fährt Ihr auch noch einmal hinaus und holt die Scheiter unter dem und dem Brücklein, die Ihr vergessen habt!“

## Des Forstmeisters Gefäll und der Probschlag

Auf der Höhe des Eibergs, zwischen Wildbad und der Enachmühle, liegen zwei Waldteile, „Forstmeisters G'fäll“ und „Probschlag“ geheißen. Ihre Namen deutet das Volk mit nachstehender Sage:

Es war mal ein Förster in der Calmbacher Hut,  
Mit dem stand sein Forstmeister gar nicht gut.  
Die Enztäler hatten den Jäger gern –  
Doch grad das mißfällt oft den hohen Herrn.  
Die möchten gern alles haben allein,  
Was Ansehen schafft – die Lieb obendrein.

Ins Leben trat damals der schlagweise Hieb  
Statt des Fimmeln's im Holz. Man gewann ihn lieb.  
Neu war er, und Neues, wie ihr wißt,  
Hat anfangs den Vorzug, weil – neu es ist.  
Der Förster, ein Alter, hielt nichts darauf,  
Weil Frost er und Winden öffne den Lauf.

Es kreuzt' sich Befehl und Bericht eine Weil,  
Bis der Förster, gezwungen zu Hammer und Beil,  
Seinen Probschlag stellte. Den nahm der Wind.  
Nun ward der Forstmeister beauftragt geschwind:  
„Dem Esel von Förster nach Rentkammerschluß  
Zu zeigen, wie den Schlag man stellen muß.“

Es soll ein absonderlich Gaudium sein  
Zum Straucheln dem andern zu stellen ein Bein,  
Im Pech ihn zu sehen vor aller Welt  
Und darüber zu stehen als Meister und Held.  
Schön war es wohl nicht, daß sein Herz drob gelacht,  
Als Forstmeister wenigstens – hätt ich gedacht.

Gut! Der Forstmeister kam und stellte den Schlag  
Und tat, was ein Meister nur immer vermag.  
Da warf über Nacht, als der Herr noch im Tal,  
Ein Sturm alle Bäum' im Schlag nieder zumal  
Und gab so ganz offen die richtige Lehr:  
Auch ein Forstmeister sei ein Mensch und nicht mehr.

Und purpurrot streckte sein Ohrenpaar sich,  
Daß die Achsel es lupfte und er schnell sich strich. —  
Doch das Volk, dessen treffender Witz nimmer ruht,  
Hat getauft die zwei Schläge im Eiberg gar gut;  
Denn sie heißen seitdem bis zum heutigen Tag:  
Des Forstmeisters G'fäll und der Probeschlag.

Aus dem „Enztäler“ (1848).

## Der Jäger von Salmbach

In Salmbach war ein Jäger, der fehlte nie ein Stück Wild, und mochte es noch so weit entfernt sein. Lange bat ihn sein Jägerbursch vergebens, ihn diese Kunst auch zu lehren. Endlich willigte er ein, aber nur unter der Bedingung, daß der Bursch ja nichts verrate.

Der Jäger befahl ihm nun, an Advent zum Abendmahl zu gehen. Aber er dürfe die Hostie nicht genießen, sondern er müsse sie einstecken, um sie darnach seinem Meister zu übergeben. Nachdem der Bursch dies getan hatte, mußte er in der Christnacht um zwölf Uhr mit seinem Herrn in den Wald gehen. Dort stellte sich dieser, die Hostie zwischen zwei Fingern haltend, ihm gegenüber auf und schärfte ihm ein, darauf zu schießen und sich durch nichts, was er sähe, abhalten zu lassen. Sonst werde es ihm übel ergehen. Der Bursch legte an; als er aber abdrücken wollte, da erblickte er in der Hostie das Bild unseres Heilandes. Von Entsetzen gefaßt, warf er das Gewehr weg und fiel im nächsten Augenblick tot zur Erde.

Kurze Zeit darnach starb auch der Jäger und spukte darauf so sehr im Hause, daß seine Frau einen Geisterbanner kommen ließ, der ihn hinaus schaffen sollte. Als derselbe den Geist beschwor, sagte dieser, daß er nicht aus dem Hause weichen werde; doch sei ihm jeder Platz darin als Aufenthalt recht. Der Mann bannte ihn nun in einen Schrank, verschloß diesen nebst dem Zimmer und händigte der Witwe die Schlüssel ein.

Nachdem sich diese wieder verheiratet hatte, wurde sie öfters von ihrem zweiten Manne gefragt, was in dem stets verschlossenen Zimmer verborgen sei. Sie antwortete immer ausweichend, vergaß aber einst, als sie in die Kirche ging, die Schlüssel mitzunehmen. Ihr Mann fand diese und öffnete damit Zimmer und Schrank. Da sah er drin den

Jäger stehen, der mit dem Gewehr nach ihm zielte. Entsetzt floh der Mann aus dem Hause, lief von Wahnsinn ergriffen bei der strengen Winterkälte im Walde umher und wurde am andern Tage erfroren gefunden.

Nach B. Baader.

## Die Kappeltäler

### 1.

Nach den unruhigen Kriegszeiten der ersten anderthalb Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts nahm in den Bergwäldern des Hohlohgebietes das Wildern überhand, das besonders stark von den badischen Nachbarn jenseits der Murg betrieben wurde. „Namentlich waren es die Bewohner des Kappeler Tals auf der Rheinseite des Schwarzwaldes, welche bis herab in die Calmbacher Berge ihre Streifzüge ausdehnten. Die ganze dortige Bevölkerung schien zu Wilddieben geworden zu sein, bald hieß jeder Wilderer ein Kappeltäler. In ganzen Rotten durchzogen sie die Wälder längs der Enz, hatten in den zerstreuten Höfen und Hütten ihre Verstecke, an den einsamen Hauern und Bauern ihre Helfershelfer, in Baden eine beständige Absatzgelegenheit und führten nun einen eigentlichen kleinen Krieg mit den württembergischen Jägern. Sieger war, wer den Gegner zuerst bemerkte, um ihn niederzustrecken. Da haben die damaligen Jäger, Förster Bielenz an ihrer Spitze, wohl manchen ins Moos gebettet, ohne von seinem Tode Bericht zu erstatten, und der Eiberg hat manchen Mannes Blut getrunken. Aber auch die Forstleute haben manche feindliche Kugel aus dem Versteck pfeifen hören, haben vor mancher vorgehaltenen Büchsenmündung die eigene Büchse wieder übergehängt und waren froh, unbeschädigt abziehen zu dürfen; und noch werden manche Szenen von feindlichen Zusammenstößen in den Wäldern erzählt. Bis in die zwanziger Jahre herein verlautete auch da und dort das Gerücht von erschossenen Kappeltälern und bedrohten Jägern, ja der Volksaberglaube nahm deshalb Veranlassung, den Eiberg zu einem gespenstischen Berg zu machen, auf dessen dunkeln, sich kreuzenden Wegen der nächtliche ängstliche Wanderer plötzlich einen wilden Jäger vor sich stehen sieht, der kein Fleisch und Blut mehr hat — wenn nicht eben die Wilderer ihren Vorteil darin fanden, durch solche Sagen ihre Verfolger ängstlicher zu machen. Leider ist mehr als Sage, daß auch

ein armer Holzhauer von Calmbach, Bäuerle, ein Opfer dieses einheimischen Kriegs geworden ist. In Begleitung des Jägers hatte er eben die Spitze des Schloßkopfes erreicht, als er die Kugel empfing, welcher der Jäger durch einen schnellen Sprung hinter einen Stamm entgangen war. Er wurde tot nach Hause getragen." Nach M. Eifert.

## 2.

Aber schon fast ein halbes Jahrhundert früher haben sich die Bewohner des Kappeler Tals (benannt nach dem Dorf Kappel unter Rodeck an der Acher) diesseits der Murg bemerkbar gemacht. Johann Friedrich Müller, reisiger Förster der Bulacher Hut zu Schönbronn (gestorben etwa 1786), erhielt einst den Befehl, für den Herzog Karl einen Hirsch nach Teinach oder Wildbad zu liefern. Er begab sich deshalb mit seinem Jägerburschen in den Buler Wald. Dort fand er einige „Kappeltäler“ schlafend. Er nahm ihnen die Gewehre weg, die neben ihnen lagen, weckte sie und begann eine Unterhandlung mit ihnen. Sie sollten ihm mit Hilfe anderer Wilderer an eine bestimmte Stelle und auf eine bestimmte Stunde einen Hirsch herbeischaffen. Dafür würden sie dann ihre Gewehre wieder zurück erhalten. Die Abmachung wurde auch wirklich eingehalten: Der Förster schickte seinen Knecht mit einem Wägelein, auf dem die Gewehre nebst Brot und Schnaps lagen, in den Buler Wald und erhielt als Rückfracht den Hirsch.

## Der Wilderer

„Ein Schuß im Wald? Ein zweiter! Schlag auf Schlag!  
Es dämmert in der Stube kaum der Tag.“

Sie greift ins Bett. „Hilf Gott! Mein Mann ist fort!  
Und auch die Büchse fehlt an ihrem Ort!“

An ihres Kindes Bett sinkt sie ins Knie  
Und weinet, betend brünstig, wie noch nie.

Bald tritt heran vor's Haus ein stummer Zug,  
Der einen Mann auf Tannenzweigen trug.

Sie stürzt hinaus und wirft sich über ihn,  
Will ihn mit heißem Ruch ins Leben ziehn.

Umsonst! Er hat gebüßt des Wilderns Lust,  
Des Försters Kugel sitzt ihm in der Brust.

Gustav Häcker.

## Der „Wilderer“ im Gaiatal

Im Gaiatal liegt unweit der Aschenhütte ein Waldteil, „Wilderer“ genannt. Er soll diese Bezeichnung folgendem Ereignis verdanken: Einst verfolgte ein Forsthüter die Spur eines Wilderer's. Aber statt des Frevlers erschoss er einen Unschuldigen. Von Stund an sah er, so oft er auf das Wild anlegte, einen Blutstropfen vor dem Visier seiner Büchse, bis er diese gegen sich selbst richtete und eine Kugel in sein eigenes ruheloses Herz sandte.

Nach R. Müller.

## Margaretha, eine alte Flößer'sage

Ein altes Weib in Pforzheim verkaufte aus schnöder Gewinnsucht ein siebenjähriges Mägdlein, mit Namen Margaretha, an die Juden. Diese verstopften ihm den Mund, öffneten ihm die Adern und umwanden es, um sein Blut aufzufangen, mit Tüchern. Nachdem das Kind unter der Marter gestorben war, wurde es von den Juden unterhalb des Schleiftors in die Enz geworfen und mit einer Menge von Steinen beschwert. Nach etlichen Tagen rechte es eine Hand in die Höhe. Die Schiffer (Flößer) eilten voll Schrecken hinzu und zeigten das merkwürdige Ereignis in der Stadt an. Der Markgraf kam selbst herbei, und als das Kind aus dem Wasser gezogen ward, richtete es sich empor, bot dem Fürsten die Hand und forderte ihn zur Rache auf. Dann sank es wieder tot zurück. Man warf nun einen Verdacht auf die Juden und ließ sie zusammenfordern; und als sie sich dem Leichnam näherten, fingen die Wunden von neuem an zu bluten. Darauf gestanden die Juden die Greuelthat ein, das alte Weib ebenfalls, und alle wurden nun teils gerädert, teils gehängt. Der Leichnam des Kindes, das vom Volke als Märtyrerin betrachtet ward, kam in einen steinernen Sarg. Dieser wurde in der Schloßkirche beigesetzt und erhielt die Aufschrift: „Margaretha, von den Juden umgebracht,

starb seliglich am Freitag den 1. Juli 1267." Sämtlichen Flößern aber verlieh der Markgraf zum ewigen Gedächtnis dieses wunderbaren Ereignisses die Wachtsfreiheit in der Stadt Pforzheim und das Vorrecht, alle Jahre am Frühjahrsmarkt mit klingendem Spiel aufzuziehen und an diesem Tage die Stadt allein zu bewachen.

Nach Pflüger.

## Der Holländer Michel

(Von Wilhelm Hauff)

Vor hundert Jahren\* war weit und breit kein ehrlicheres Volk auf Erden, als die Schwarzwälder. Jetzt, seit so viel Geld im Land ist, sind die Menschen unredlich und schlecht. Die jungen Burschen tanzen und johlen am Sonntag, und fluchen, daß es ein Schrecken ist; damals war es aber anders, und wenn er jetzt zum Fenster dort herein schaute, so sag' ichs, und hab es oft gesagt: der Holländer Michel ist schuld an all dieser Verderbnis. Es lebte also vor hundert Jahren und drüber ein reicher Holzherr, der viel Gesinde hatte; er handelte bis weit in den Rhein hinab, und sein Geschäft war gesegnet; denn er war ein frommer Mann. Kommt eines Abends ein Mann an seine Türe, dergleichen er noch nie gesehen. Seine Kleidung war wie der Schwarzwälder Burschen, aber er war einen guten Kopf höher als alle, und man hatte noch nie geglaubt, daß es einen solchen Riesen geben könnte. Dieser bittet um Arbeit bei dem Holzherrn, und der Holzherr, der ihm ansah, daß er stark und zu großen Lasten tüchtig sei, rechnet mit ihm seinen Lohn, und sie schlagen ein. Der Michel war ein Arbeiter, wie selbiger Holzherr noch keinen gehabt. Beim Baumschlagen galt er für drei, und wenn sechs am einen Ende schleppten, trug er allein das andere. Als er aber ein halb Jahr Holz geschlagen, trat er eines Tages vor seinen Herrn und begehrte von ihm: „Hab jetzt lang genug hier Holz gehackt, und so möcht ich auch sehen, wohin meine Stämme kommen, und wie wär' es, wenn Ihr mich auch mal auf den Floß liehet?“

Der Holzherr antwortete: „Ich will dir nicht im Wege sein, Michel, wenn du ein wenig hinaus willst in die Welt; zwar beim Holzfällen brauche ich starke Leute wie du bist, auf dem Floß aber kommt es auf Geschicklichkeit an, doch es sei für diesmal.“

Und so war es; der Floß, mit dem er abgehen sollte, hatte acht G্লাইচ (Glieder), und waren im letzten von den größten Zimmerbalken.

\* Zu Anfang des 18. Jahrhunderts.

Aber was geschah? Am Abend zuvor bringt der lange Michel noch acht Balken ans Wasser, so dick und lang, als man keinen je sah, und jeden trug er so leicht auf der Schulter, wie eine Flößerstange, so daß sich alles entsetzte. Wo er sie gehauen, weiß bis heute noch niemand. Dem Holzherrn lachte das Herz, als er dies sah, denn er berechnete, was diese Balken kosten könnten; Michel aber sagte: „So, die sind für mich zum Fahren, auf den kleinen Spähnen dort kann ich nicht fortkommen“. Sein Herr wollte ihm zum Dank ein Paar Flößerstiefel schenken; aber er warf sie auf die Seite und brachte ein Paar hervor, wie es sonst noch keine gab; mein Großvater hat versichert, sie haben hundert Pfund gewogen und seien fünf Fuß lang gewesen.

„Der Floß fuhr ab, und hatte der Michel früher die Holzhauer in Verwunderung gesetzt, so staunten jetzt die Flößer; denn statt der Floß, wie man wegen der ungeheuren Balken geglaubt hatte, langsamer auf dem Fluß ging, flog er, sobald sie in den Neckar kamen, wie ein Pfeil; machte der Neckar eine Wendung, und hatten sonst die Flößer Mühe gehabt, den Floß in der Mitte zu halten und nicht auf Kies oder Sand zu stoßen, so sprang jetzt Michel alle Mal ins Wasser, rückte mit einem Zug den Floß links oder rechts, so daß er ohne Gefahr vorüberglitt; und kam dann eine gerade Stelle, so lief er aufs erste G'stair vor, ließ alle ihre Stangen beisetzen, steckte seinen ungeheuren Weberbaum ins Kies und mit einem Druck flog der Floß dahin, daß das Land und Bäume und Dörfer vorbeizujagen schienen. So waren sie in der Hälfte der Zeit, die man sonst brauchte, nach Köln am Rhein gekommen, wo sie sonst ihre Ladung verkauft hatten; aber hier sprach Michel: „Ihr seid mir rechte Kaufleute, und versteht Euren Nutzen! Meinet Ihr denn, die Kölner brauchen all dies Holz, das aus dem Schwarzwald kommt, für sich? Nein, um den halben Wert kaufen Sie es Euch ab und verhandeln es teuer nach Holland. Lasset uns die kleinen Balken hier verkaufen und mit den großen nach Holland gehen; was wir über den gewöhnlichen Preis lösen, ist unser eigener Profit.“

So sprach der arglistige Michel, und die andern waren es zufrieden; die einen, weil sie gern nach Holland gezogen wären, es zu sehen, die andern des Geldes wegen. Nur ein Einziger war redlich und mahnte sie ab, das Gut ihres Herrn der Gefahr auszusetzen, oder ihn um den höheren Preis zu betrügen; aber sie hörten nicht auf ihn und vergaßen seine Worte, aber der Holländer Michel vergaß sie nicht.



Sie fuhren auch mit dem Holz den Rhein hinab, Michel leitete den Floß und brachte sie schnell bis nach Rotterdam. Dort bot man ihnen das Vierfache von dem früheren Preis, und besonders die ungeheuren Balken des Michel wurden mit schwerem Geld bezahlt. Als die Schwarzwälder so viel Geld sahen, wußten sie sich vor Freude nicht zu fassen. Michel teilte ab, einen Teil dem Holzherrn, die drei andern unter die Männer. Und nun setzten sie sich mit Matrosen und mit anderem schlechten Gesindel in die Wirtshäuser, verschlemmten und verspielten ihr Geld; den braven Mann aber, der ihnen abgeraten, verkaufte der Holländer Michel an einen Seelenverkäufer, und man hat nichts mehr von ihm gehört. Von da an war den Burschen im Schwarzwald Holland das Paradies, und der Holländer Michel ihr König; die Holzherren erfuhren lange nichts von dem Handel, und unvermerkt kam Geld, Flüche, schlechte Sitten, Trunk und Spiel aus Holland herauf.

Der Holländer Michel war, als die Geschichte herauskam, nirgends zu finden, aber tot ist er auch nicht; seit hundert Jahren treibt er seinen Spuk im Wald, und man sagt, daß er schon vielen behilflich gewesen sei, reich zu werden, aber — auf Kosten ihrer armen Seele, und mehr will ich nicht sagen. Aber so viel ist gewiß, daß er noch jetzt in solchen Sturmnächten im Tannenbühl, wo man nicht hauen soll, überall die schönsten Tannen ausfucht, und mein Vater hat ihn eine vier Schuh dicke umbrechen sehen, wie ein Rohr. Mit diesen beschenkt er die, welche sich vom Rechten abwenden und zu ihm gehen; um Mitternacht bringen sie dann die G'stair ins Wasser, und er rudert mit ihnen nach Holland. Aber wäre ich Herr und König in Holland, ich ließe ihn mit Kartätschen in den Boden schmettern, denn alle Schiffe, die von dem Holländer Michel auch nur einen Balken haben, müssen untergehen. Daher kommt es, daß man von so viel Schiffbrüchigen hört; wie könnte denn sonst ein schönes, starkes Schiff, so groß als eine Kirche, zu Grunde gehen auf dem Wasser? Aber so oft Holländer Michel in einer Sturmnacht im Schwarzwald eine Tanne fällt, springt eine seiner alten aus den Fugen des Schiffes; das Wasser dringt ein, und das Schiff ist mit Mann und Maus verloren. Das ist die Sage vom Holländer Michel.

## Räuber am Diebstich

Zwischen Kaltenbronn und Enzklösterle hatte die alte Gernsbacher Straße eine lange Steige, Diebstich genannt. Nur langsam kamen da die Lastfuhrwerke oder die Schäufler mit ihren Saumrossen bergaufwärts fort; zu beiden Seiten dehnte sich dichter Hochwald; weit und breit war keine menschliche Behausung — das Paradies der Wegelagerer. Die nahe Grenze erleichterte ihnen noch ihr lichtscheues Gewerbe. Daß ihnen trotzdem nicht jeder Anschlag gelang, beweist folgende Sage.

In einem Ort des Calwer Waldes lebte der Bauer Christ.\* Der konnte mehr als Nüsse mit Schwarzbrot essen und Heidelbeergetränk trinken. Einmal trieb er mehrere Paar Ochsen ins Badische hinein und kehrte mit wohlgefüllter Geldkase über den Kalten Bronnen zurück. Auf dem Diebstich traten ihm in der einbrechenden Dunkelheit zwei fremde Männer in den Weg und riefen: „Geld her!“ Christ entledigte sich in aller Seelenruhe seiner schweren Tasche und überreichte sie dem einen mit den Worten: „Du trägst meine Tasche nach Hause!“ „Und du bleibst da stehen, bis wir dort sind!“ befahl er dem andern. Als bald fühlten die Räuber, daß es gegen diese Macht keinen Widerstand gab. Gleich Lots Weib stand der eine wie festgewurzelt, während der andere ganz gehorsam den Träger machte. Ja kaum war es ihm möglich, dem weit ausschreitenden Ochsenhändler zu folgen. Erst nach einigen Stunden, als Christ in seiner Stube das Kaufgeld zu dem andern gelegt hatte, lockerte sich das feste Band unter den Füßen des Zurückgebliebenen. Langsam setzte er die fast erstarrten Gliedmaßen wieder in Bewegung und traf erst nach Mitternacht in seiner Behausung ein.

Nach G. A. Volz.

Es gibt keine schönere Freundschaft nicht  
Als das Flößerleben,  
Wenn einer zu dem andern spricht:  
Bruder du sollst leben!  
Leben sollst du jederzeit,  
Tausend Jahr nach der Ewigkeit,  
Bruder du sollst leben!

Aus einem alten Flößerlied.

\* Wahrscheinlich Christ von Nischalden, der bekannte Herenbanner. Siehe Seite 86.

# Von Bädern und Heilquellen

## Auf das Wildbad

Quält Schmerz und Krankheit deine Glieder,  
Macht weß dein Herz des Menschen Qual;  
Verlaß die Welt und steig' hernieder  
In dieses unterird'sche Tal.

Hier legt Natur mit linden Armen  
Dich an die Brust und löst den Schmerz,  
Wollt' dich kein Menschenherz erwärmen,  
Erwärmt dich hier ihr Mutterherz.

Der Wasser gute Geister singen  
Hier aus kristallinen Tiefen laut:  
„Bald werden dem wir Heilung bringen,  
Der liebend unsrer Kraft vertraut.“

Ja, Kranker, wie ein Kind an's Herze  
Der Mutter sich vertrauend legt  
Lieg in den Born mit deinem Schmerze,  
Von Lieb' und Hoffnung still bewegt.

Wie Lenzeshauch wird's dich durchbeben,  
Frag' nicht, wie diese Kraft man heißt;  
Du kehrest, ein neuer Mensch, ins Leben  
Und sprichst: Das tat des Wildbads Geist!

Justinus Kerner.

## Wie die warmen Quellen zu Baden-Baden und Wildbad entstanden sind

Einst hüteten Hirten ihr Vieh in der Nähe des Herrenwieser Sees.  
Da stieg ein schwarzer Stier aus demselben hervor und gesellte sich zu  
den andern Kindern. Aber alsbald kam ein kleines Männlein aus

dem See nach, in Rattenpelz gekleidet, um den Stier zurückzuholen. Da dieser jedoch nicht gehorchen wollte, bat das Männlein zwei von den Hirten, sie möchten ihm behilflich sein, den Stier wieder einzufangen und in den See zurückzutreiben. Diese waren sogleich dazu bereit, und es gelang ihnen, den wilden Stier bis an den Rand des Sees zu treiben, wo er sich augenblicklich in die Fluten stürzte und nicht mehr zum Vorschein kam.

Das Männlein im Rattenpelz aber sagte zu den Hirtenknaben: „Hier schenke ich jedem von euch als Zeichen meiner Dankbarkeit einen Stein. Wohin ihr den werfen mögt, da wird auf der Stelle ein warmer Quell entspringen, der heilsame Kräfte besitzt gegen mancherlei Krankheiten.“

Die Knaben nahmen vertrauensvoll die Steine und bewahrten sie lange Zeit auf, ohne davon Gebrauch zu machen. Zufällig kam später einer dieser Hirten in das Thal, wo jetzt Baden liegt und ruhte sich auf dem Hügel aus, in dessen Grunde die meisten Heilquellen der Stadt kochen. Da gedachte er plötzlich des Steines, den er von dem Seemännlein erhalten hatte, nahm ihn aus der Tasche und ließ ihn den Felsen, auf dem er saß, hinabkollern. Und siehe da! wo der Stein auffiel, öffnete sich ein Spalt im Felsen, aus welchem heißes Wasser heraussprudelte. So entstanden: der „Ursprung“, die „Höllenquelle“ und die „Klosterquelle“ in Baden-Baden.

Der andere Hirte aber warf seinen Stein im oberen Enztal nieder, worauf die Quellen entsprangen, welche jetzt das Wildbad bilden.

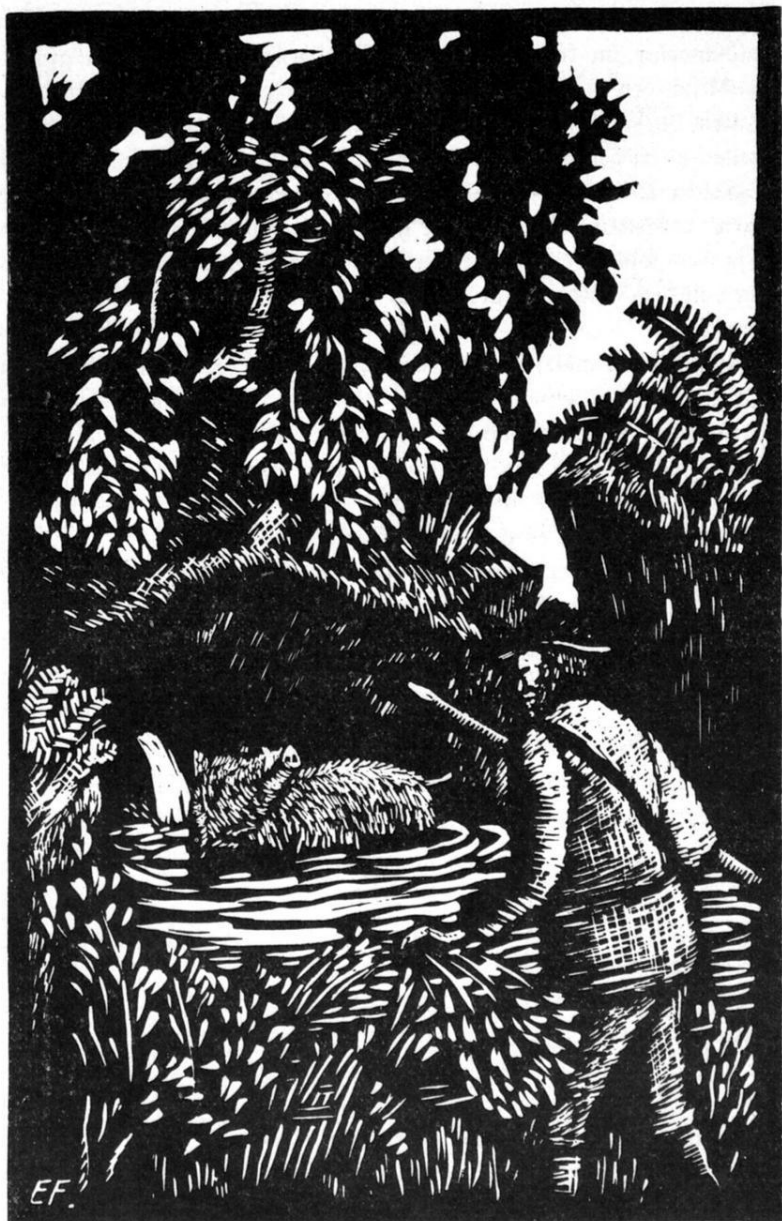
## Wie das Wildbad entdeckt ward

Ein pad bey kalb (Calw) gelegen nho  
Genant im swarzwald das wilspad  
Ist mancherlei prechen nit schad.  
Do vint man auch alles das wol  
Was man zur notdurft haben sol.  
Man trinkt das Bad und sitzt darin;  
Es sterckt die fünf aufwendig sin.

Hans Folz (1480).

Über die Entdeckung der Wildbader Warmquellen ist schon viel gefabelt worden.

„Das warme Bad allda solle schon im Jahr Christi 212 erfunden, und der Ort (wie auch Tübingen, Marggrafen-Baden, und das Zeller-Bad) vom Heidnischen Kayser Caracalla erbauet worden seyn.“



Wie das Wildbad entdeckt ward

„Wegen der Benennung wollen einige, daß das wilde Vieh und Waldschweine im kältesten Winter und tieffesten Schnee in großer Anzahl sich bey diesem warmen Brunnenwasser versammelt und aufgehalten, biß sie auff einer Jagd daselbst ausgespühret, und die warme Quellen allda gefunden worden, welche man *Thermas Ferinas* wegen der großen Wildbahn genennet. Doch weilten bekandter maßen diese Gegend vorzeiten nichts als eine grausame Wildnuß gewesen, so wird sich ja bey solcher dunklen Ungewißheit das Wort Wildbad eben so wohl von dem wilden Erdreich als von einem wilden Schwein herführen lassen.“

Auch erzählt man: Die warmen Heilquellen des Wildbades sollen ursprünglich aus einem runden See hervorgekommen sein. Ein wildes Schwein aber, das oft darin sich badete und seine Wunden abspülte, soll den Anlaß zur Auffindung desselben gegeben haben. Ein Jäger verfolgte es, als es in diese ihm wohlbekannte Wildnis sich flüchtete, und so kam er zu den warmen Quellen.

Vor zweihundert Jahren zeigte man sogar den Fremden noch „einen mit Blut markierten Stein, an welchem sich ein verwundetes Schwein gerieben, indem es diesen warmen Quellen, um sich daselbst zu heilen, zugeeilet, durch welche Gelegenheit von den nachfolgenden Jägern das Bad entdeckt worden.“ Auf diese sagenhaften Nachrichten greift also Ludwig Uhland zurück, wenn er singt:

„Ein angeschoss'ner Eber, der sich die Wunde wusch,  
Berriet voreinst den Jägern den Quell in Kluft und Busch.“

Nach Jung, Gesner, Meier.

## Der Gute Brunnen bei Kapsenhardt

Im Reichenbachtal bei Kapsenhardt sprudeln verschiedene Quellen, denen im Volke eine heilkräftige Wirkung zugeschrieben wird. Am bekanntesten sind das *Gaisbrünnele*, der *Heiligen-* (oder *Heylen-*)brunnen und der *Gute Brunnen*. Sie sollen mit noch anderen derselben Quellader entspringen, und ihrer höheren Temperatur verdankt das Wiesental den üppigen Graswuchs, der oft schon im März den ersten Schnitt zuläßt. Als die wärmste und wirksamste der Quellen wird der *Gute Brunnen* bezeichnet; seine Temperatur soll 24 Grad Celsius betragen. Er war früher als Bad

gefaßt, und in einer Nachricht aus dem 16. Jahrhundert steht er in einer Reihe mit Wildbad und Liebenzell.

Der „Kayslerlich gekrönte Poët und damalige Vikarius in Deinach“, Magister Jakob Friedrich Jung, hat 1721 in seinem „Württembergischen Wasser-Schatz“ alles gesammelt, was er über Bad und Quelle erfahren konnte. Das Wasser soll um ein Lot schwerer sein als das zu Liebenzell, vielleicht auch stärker und kräftiger. Es erweichne, zerteile und vertreibe böse Geschwülste, wenn man nach dem Bade nasse Tüchlein überlege. „Krücken-Leute“ sollen hier ihre Krücken häufig zurückgelassen, ja selbst „auff die Fannen getragen haben.“ Aus Mangel eines Badhauses badeten Auswärtige und andere gebrechliche Leute daselbst unter freiem Himmel. Das Wasser wurde erwärmt in Zuber geschüttet und diese mit Tüchern überspannt, damit man auch bei Regen ungehindert baden konnte. Um die Heilkraft des Brunnens bekannter zu machen, widmete ihm der Dichter schließlich noch ein hochtönendes Loblied; aber trotzdem ist der Quell schon längst der Vergessenheit anheimgefallen.

Jungs Alexandriner lauten:

### „Capffener Wasser“

„Ist nun der Zeller Brunn an Pracht und Zierde reich,  
So ist an Kräften ihm das Capffner-Wasser gleich,  
Das unfern Liebenzell im wilden Thal entspringet  
Und zu der Siechen Trost aus seinen Adern dringet.

Zwar bist du, edler Brunn, noch der Zeit unbekandt,  
Daß dir so große Krafft der Himmel zugewandt,  
Doch will das Krücken-Volk auch in der stillen Wüsten  
Aus Sehnsucht nach dem Heil bey deinen Quellen nützen:

Weil hier der Siechen Trost, der Krankheit Grenze ist.  
Darum, ob du jezund noch ohne Zierde bist,  
Wird doch aus Dankbarkeit die Welt in spätem Tagen,  
Um deiner Quellen Krafft dich zu den Sternen tragen.“

### Graf Eberhard und die Enzfen

Von Württemberg Graf Eberhard,  
Nun alt und laß nach mancher Fahrt,

Legt hin sein rostig Schwert von Stahl  
Und steigt hinab ins stille Tal.

Dort, wo in Tiefen wunderbar  
Die Enzfey schon manch tausend Jahr  
Die Wasser wärmt, den Siechen heilt,  
Der franke Kämpfe friedlich weilt.

Doch kaum ruht er in Quellen warm,  
Heranstürzt neuer Feinde Schwarm;  
Auflodert hell das grüne Tal.  
„Wo bist du, rostig Schwert von Stahl?“

„Zu mir! Zu mir! Alt Kämpfe traut!“  
Ertönt aus Tiefen süßer Laut;  
Der Graf sinkt in der Quellen Grund,  
Der Feind den Grafen nimmer fund.

Zu Stuttgart sitzt er beim Pokal,  
Zur Seit' sein rostig Schwert von Stahl,  
Der Enzfey trinkt er zu mit Macht  
Und stürzt verjüngt sich in die Schlacht.

Justinus Kerner.

## Allerlei Gesundbrunnen

Noch einer Reihe von weiteren Quellen wurde ehemals Heilkraft zugeschrieben:

Zu Moosbronn ist der Lindenbrunnen, so genannt, weil früher dicht dabei eine uralte mächtige Linde stand. An dieser war vor Zeiten „ein Marienbild“ angebracht; denn die Mutter der Gnaden soll das Wasser dieser Quelle geheiligt und mit heilsamen Kräften, namentlich für die Augen, ausgestattet haben. Die dahin Wallfahrenden füllen das Wasser, welches sie „Gnadenwasser“ nennen, in Flaschen, um des Morgens die Augen damit zu waschen.“ Oberamtsbeschreibung von 1860.

Neben dem Kirchlein zu Niebelsbach quillt das Märzenbrunnenlein, so genannt, weil es im Monat März besonders stark fließt. Von

\* Siehe auch Seite 140.



allen Seiten her seien die Kranken früher diesem Heilquell zugeströmt, und viele sollen ihre Krücken hier zurückgelassen haben. Vor etwa 40 Jahren wurde das Wasser amtlich untersucht und gesundheitsgefährlich befunden. Seither ist der Brunnen geschlossen.

Nach Wiegner.

Als heilkräftig galten ferner der Rühbrunnen und der Rappenbrunnen bei Grunbach, die beide heute nicht mehr in Benutzung sind; dagegen wird das Wasser des Spiegelbrunnens und der Quelle beim Schulhaus zu Igelsloch jetzt noch gerne für Kranke geholt.

Nach Frenhardt und Gugeler.

Eine warme Quelle soll früher im Gaistal bei Herrenalb zu Tage getreten sein. Das Wasser sei so heiß gewesen, daß man Geflügel darin gebrüht habe. Es wird auch erzählt, die Arbeiter der damals dort stehenden Gaggenauer Glashütte hätten einen Fels auf den Quell gewälzt, um hier die Entstehung eines Bades zu verhindern. Denn sie fürchteten, es könnte die Glashütte verdrängen. 1824 soll Kameralverwalter Mögling die verschüttete warme Quelle wieder aufgedigelt haben. Gleich darauf habe sie ein Hochwasser aufs neue mit Geschiebe bedeckt. Bohrungen, die 1866 hier angesetzt und bis 47 Meter niedergebracht wurden, blieben ohne Erfolg.

Nach Et.

Über diese Quelle berichtet ein älterer Herrenalber Führer noch folgendes: Im „Höfle“ zu Gaistal war vor Zeiten eine Glashütte und der Platz merkwürdig durch ein warmes Wasser, das aber dem damaligen Inhaber des Hauses auffallender Weise unerwünscht war. Aber er hatte eben die Auflage, arme bresthafte Personen, die das warme Bad gebrauchten, umsonst zu herbergen, zu atzen und dann weiter zu befördern. Der Zulauf war ihm zu stark, und eines Tages war die warme Quelle verschüttet.

Nach E. Seilacher.

Auch das Wasser der Quelle an der Lappach-Sägmühle bei Enzklosterle soll als Heilmittel gebraucht worden sein. Außerdem stehen noch manche andere Brunnen in dem Ruf, gutes Wasser zu liefern, das teilweise heute noch für Kranke geholt wird. Dazu gehören u. a. der Schloßbrunnen und der Johannesbrunnen in Schwann und der Wessingerbrunnen zu Arnbach.

Nach Strohmaier und Blenske.

## Waldquelle

Ferne von der Tageschwüle  
Birgt sich in der Schattenkühle  
Tief versteckt im Felsenbecken  
Rein und keusch die Waldesquelle.  
Von der Zweige schweren Decken  
Wohl gehütet liegt die Stelle.

Aus der Felsen dunklem Schlunde  
Fallen niederwärts zum Grunde  
Wassertropfen gleich Kristallen.  
Tönend rinnt die erste Welle  
Durch die taugetränkten Hallen  
Aus der unerschöpften Quelle.

Die ihr lechzt im Sonnenbrande  
Freut euch draußen all ihr Lande!  
Freut euch, Saaten! Freut euch, Wiesen!  
Blumen ihr in bunter Hülle!  
Gottes Brunnlein reichlich fließen,  
Haben Wassers noch die Fülle.

Gustav Häcker.

\* \* \*

# Anhang

## Das Märchen vom Sichern Mann

Von Eduard Mörike.

Soll ich vom sicheren Mann ein Märchen erzählen, so höret!  
— Etliche sagen, ihn habe die steinerne Kröte geboren.  
Also heißet ein mächtiger Fels in den Bergen des Schwarzwalds,  
Stumpf und breit, voll Warzen, der häßlichen Kröte vergleichbar.  
Darin lag er und schlief bis nach den Tagen der Sündflut.  
Nämlich es war sein Vater ein Waldmensch, tückisch und grausam,  
Allen Göttern ein Greul und allen Nymphen gefürchtet.  
Ihm nicht durchaus gleich ist der Sohn, doch immer ein Unhold;  
Riesenhaft an Gestalt, von breitem Rücken und Schultern.  
Ehmals ging er fast nackt, unehrbarlich; aber seit Menschen-  
Denken im rauh grauhäarenen Rock, mit schrecklichen Stiefeln.  
Grauliche Borsten bedecken sein Haupt und es starret der Bart ihm.  
(Heimlich besucht ihn, heißt es, der Igelocher Balbierer  
In der Höhle, woselbst er ihm dient wie der sorgsame Gärtner,  
Wenn er die Hecken stutzt mit der unermesslichen Schere.)  
Lauter Nichts ist sein Tun und voll von törichten Grillen:  
Wenn er herniedersteigt vom Gebirg bei nächtlicher Weile,  
Laut im Gespräch mit sich selbst, und oft ingrimmigen Herzens  
Weg- und Meilenzeiger mit einem gemessenen Tritt knickt  
(Denn die hasset er bis auf den Tod, unbilligerweise);  
Oder auch wenn er zur Winterzeit ins beschneiete Blachfeld  
Oft sich der Länge nach streckt und, aufgestanden, an seinem  
Konterfei sich ergötzt, mit bergerschütterndem Lachen.

Aber nun lag er einmal mittags in seiner Behausung,  
Seinen geliebtesten Fraß zu verdauen, saftstrogende Rüben,  
Zu dem geräucherten Speck, den die Bauern ihm bringen vertragsweis;  
Plötzlich erfüllte wonniger Glanz die Wände der Höhle:  
Lolegrin stand vor ihm, der liebliche Götterjüngling,  
Welcher ein Lustigmacher bestellt ist seligen Göttern,

(Sonst nur auf Orplid gesehn, denn andere Lande vermied er)  
Weylaß schalkischer Sohn, mit dem Narrenkranz um die Schläfe,  
Zierlich aus blauen Glocken und Rükchenschelle geflochten.

Er nun red'te den Ruhenden an mit trüglichem Ernste:

„Suckelborst, sicherer Mann, sei begrüßt! und höre vertraulich  
Was die Himmlischen dir durch meine Sendung entbieten.

– Sämtlich ehren sie deinen Verstand und gute Gemütsart,  
So wie deine Geburt: es war dein Vater ein Halbgott,  
Und desgleichen auch hielten sie dich stets; aber in einem  
Bist du ihnen nicht recht; das sollst du jezo vernehmen.  
Bleibe nur, Lieber, getrost so liegen – ich setze bescheiden  
Mich auf den Absatzrand hier deines würdigen Stiefels,  
Der wie ein Felsblock ragt, und unschwer bin ich zu tragen.

Siehe, Serachadan zeugete dich mit der Riesenkröte,  
Seine unsterbliche Kraft in ihrem Leibe verschließend,  
Da sie noch lebend war; doch gleich nach ihrer Empfängnis  
Ward sie verwandelt in Stein und hauchte dein Vater den Geist aus.  
Aber du schliefest im Mutterleib neun Monde und drüber,  
Denn im zehnten kamen die großen Wasser auf Erden;  
Vierzig Tage lang strömte der Regen und vierzig Nächte  
Auf die sündige Welt, so Tiere wie Menschen ersäufend;  
Eine einzige See war über die Lande ergossen,  
Über Gebirg und Tal, und deckte die wolkigen Gipfel.  
Doch du lagest zufrieden in deinem Felsen verborgen,  
So wie die Auster ruht in festverschlossenen Schalen,  
Oder des Meeres Preis, die unbezahlbare Perle.  
Götter segneten deinen Schlaf mit hohen Gesichten,  
Zeigten der Schöpfung Heimliches dir, wie alles geworden:  
Erst, wie der Erdball, ganz mit wirkenden Kräften geschwängert,  
Einst dem dunkelen Nichts entschwebte, zusamt den Gestirnen;  
Wie mit Gras und Kraut sich zuerst der Boden begrünete,  
Wie aus der Erde Milch, so sie hegt im inneren Herzen,  
Wurde des Fleisches Gebild, das zarte, darinnen der Geist wohnt,  
Tier- und Menschengeschlecht, denn erdgeboren sind beide.  
Zudem sang dir dein Traum der Völker späteste Zukunft  
So wie der Throne Wechselgeschick und der Könige Taten,  
Ja, du sahst den verborgenen Rat der ewigen Götter.

Solches vergönnten sie dir, auf daß du, ein herrlicher Lehrer  
 Oder ein Seher, die Wahrheit wiederum andern verkündest;  
 Nicht den Menschen sowohl, die da leben und wandeln auf Erden —  
 Ihnen ja dient nur wenig zu wissen, — ich meine die Geister  
 Unten im Schattengefild, die alten Weisen und Helden,  
 Welche da traurig sitzen und forschen das hohe Verhängnis,  
 Schweigsam immerdar, des erquicklichen Wortes entbehrend.  
 Aber vergebens harren sie dein, dieweil du ja gänzlich  
 Deines erhabnen Berufs nicht denkst. Laß, Alter, mich offen  
 Dir gestehen, so wie du es bisher getrieben, erscheinst du  
 Weder ein Halbgott, noch ein Begeisteter, sondern ein Schweinpelz.  
 Greulichem Fraß nachtrachtest du nur und sinnest auf Unheil;  
 Steigest des Nachts in den Fluß, bis über die Knie gestiefelt,  
 Trennest die Bänder los an den Flößen und schleuderst die Balken  
 Weit hinein in das Land, den ehrlichen Flößern zum Torte.  
 Taglang trollest du müßig umher im wilden Gebirge,  
 Ahmest das Grunzen des Keilers nach und lockest sein Weibchen,  
 Greifst, wenn sie nun rennt durch den Busch, die Sau bei den Ohren,  
 Zwickst die wütende, grausam an ihrem Geschreie dich weidend.  
 Siehe, dies wissen wir wohl, denn jegliches sehen die Götter.  
 Aber du reizte sie länger nicht mehr! es möchte dich reuen.  
 Schmeidige doch ein wenig es deine borstige Seele!  
 Suche zusammen dein Wissen und lichte die ruhigen Kammern  
 Deines Gehirns und besinne dich wohl auf alles und jedes,  
 Was dir geoffenbart; dann nimm den Griffel und zeichn' es  
 Fein mit Fleiß in ein Buch, damit es daure und bleibe;  
 Leg den Toten es aus in der Unterwelt; sicherlich weißt du  
 Wohl die Pfade dahin und den Eingang, welcher dich nicht schreckt,  
 Denn du bist ja der sichere Mann mit den wackeren Stiefeln.  
 Lieber, und also scheid' ich. Ade! wir sehen uns wieder."

Sprach es, der schelmische Gott, und ließ den Alten alleine.  
 Der nun war wie verstürzt und stand ihm fast der Verstand still.  
 Halbblaut hebt er zu brummen erst an und endlich zu fluchen,  
 Schandbare Worte zumal, gottloseste, nicht zu beschreiben.  
 Aber nachdem die Galle verbraucht war und die Empörung,  
 Hielt er inne und schwieg; denn jeto gemahnte der Geist ihn,  
 Nicht zu trotzen den Himmlischen, deren doch immer die Macht ist,

Sondern zu folgen vielmehr. Und alsbald wühlt sein Gedanke Rückwärts durch der Jahrtausende Wust, bis tief wo er selber Noch ein Ungeborener träumte die Wehen der Schöpfung (Denn so sagte der Gott, und Götter werden nicht lügen); Aber da deucht es ihm Nacht, dickfinstere; wo er umhertappt, Nirgend ist noch ein Halt und noch kein Nagel geschlagen, Anzuhängen die Wucht der wundersamen Gedanken, Welche der Gott ihm erregt in seiner erhabenen Seele; Und so kam er zu nichts und schwitzete wie ein Magister. Endlich ward ihm geschenkt, daß er flugs dahin sich bedachte: Erst ein Buch sich zu schaffen, ein unbeschriebenes, großes, Seinen Fäusten gerecht und wert des künftigen Inhalts. Wie er solches erreicht, o Muse, dies hilf mir verkünden!

Längst war die Sonne hinab, und Nacht beherrschte den Erdkreis Seit vier Stunden, da hebt der sichere Mann sich vom Lager, Setzet den runden Hut auf das Haupt und fasset den Wanderstab und verlässet die Höhle. Gemächlich steigt er bergaufwärts, Red't mit sich selber dabei und brummt nach seiner Gewohnheit.

Aber nun hub sich der Mond auch schon in leuchtender Schöne Rein am Forchenwalde herauf und erhellte die Gegend, Samt der Höhe von Igelsloch, wo nun Suckelborst anlangt. Kaum erst hatte der Wächter die zwölfte Stunde gerufen, Alles ist ruhig im Dorf und nirgend ein Licht mehr zu sehen, Nicht in den Kunkelstuben gesellig spinnender Mägdelein, Nicht am einsamen Stuhle des Webers oder im Wirtshaus, Mann und Weib im Bette, die Last des Tages verschlafend. Suckelborst tritt nun sacht vor die nächstgelegene Scheuer, Mißet die zween Torflügel, die Höhe sowohl wie die Breite, Still mit zufriednem Blick (auch waren sie nicht von den kleinsten, Aber er selbst war größer denn sie, dieweil er ein Riese). Schloß und Riegel betrachtet er wohl, kneipt dann mit dem Finger An den Kolben und öffnet das Tor und hebet die Flügel Leicht aus den Angeln und lehnt an die Wand sie übereinander. Als bald schaut er sich um nach des Nachbars Scheuer und schreitet Zu demselben Geschäft und raubet die mächtigen Tore, Stellt zu den vorigen sie an die Wand, und also fort macht er Weiter im Gäßchen hinauf, bis er dem fünften und sechsten

Bauern auf gleiche Weise die Tenne gelüftet. Am Ende  
Überzählt er die Stücke: es waren gerade ein Dutzend  
Blätter, und fehlte nur noch, daß er mit sauberen Stricken  
hinten die Ohre der Angeln verband, da war es ein Schreibbuch,  
Gar ein stattliches; doch dies blieb ein Geschäft für daheime.  
Also nimmt er es unter den Arm, das Werk, und trollt sich.

Unterdes war auffschauernd vom Schlaf der schnarchenden Bauern  
Einer erwacht und hörte des schwer Entwandelnden Fußtritt.  
Hastig entrauscht er dem Lager und stößt am niedrigen Fenster  
Rasch den Schieber zurück und horcht und sieht mit Entsetzen  
Rings im mondlichen Dorf der Scheuern finstere Rachen  
Offen stehn; da fährt er voll Angst in die lederne Hose  
(Beide Füße verkehrt, den linken macht er zum rechten),  
Rüttelt sein Weib und redet zu ihr die eifrigen Worte:  
„Räthe! steh auf! der sichere Mann — ich hab' ihn vernommen —  
Hat wie der Feind im Flecken hantiert und die Scheuern geplündert!  
Schau im Hause mir nach und im Stall! ich laufe zum Schulzen.“  
Also stürmt er hinaus. Doch tut er selber im Hof erst  
Noch einen Blick in die Ställe, ob auch sein Vieh noch vorhanden;  
Aber da fehlte kein Schweif, und es muht ihm entgegen die Schecke,  
Meint, es wär Fütternszeit; er aber enteilt in die Gasse,  
Klopft unterwegs dem Büttel am Laden und ruft ihm das Wort zu:  
„Michel heraus! mach Lärm! Der sichere Mann hat den Flecken  
Heimgesucht und die Scheuern erbrochen und übel gewirtschaft' t!“  
Solches noch redend hinweg schon lief er und weckte den Schultheiß,  
Weckte den Bürgermeister und andere seiner Gefreundte.  
Als bald wurden die Straßen lebendig, es staunten die Männer,  
Stießen Verwünschungen aus, im Chor lamentierten die Weiber,  
Jeder durchmusterte seinen Besitz, und wenig getröstet,  
Als kein größerer Schaden herauskam, fielen mit Unrecht  
Über den Wächter die grimmigsten her und schrieen: „Du Schlafratz!  
Du feinnütziger Tropf!“ und ballten die bäurischen Fäuste,  
Ihn zu bleuen, und nahmen auch nur mit Mühe Vernunft an.  
Endlich zerstreuten sie sich zur Ruhe; doch stellte der Schultheiß  
Wachen noch aus für den Fall, daß der Unhold noch einmal käme.

Suckelborst hatte derweil schon wieder die Höhle gewonnen,  
Welche von vorn gar weit und hoch in den Felsen sich wölbte.

Duftende Kiefern umschatteten, riesige, dunkel den Eingang.  
Hier denn leget er nieder die ungeheueren Tore,  
Und sich selber dazu, des goldenen Schlafes genießend.

Aber sobald die Sonne nur zwischen den Bäumen hereinschien,  
Gleich an die Arbeit machet er sich, die Tore zu heften.  
Saubere Stricke schon lagen bereit, gestohlene freilich;  
Und er ordnet die Blätter mit sinnigen Blicken und füget  
Vorn und hinten zur Decke die schönsten (sie waren des Schulzen,  
Künstlich über das Kreuz mit roten Leisten beschlagen).  
Aber auf einmal jetzt, in des stattlichen Werkes Betrachtung,  
Wächst ihm der Geist, und er nimmt die mächtige Kohle vom Boden,  
Legt vor das offene Buch sich nieder und schreibet aus Kräften,  
Striche, so grad wie krumm, in unnachsagbaren Sprachen,  
Krazt und schreibt und brummelt dabei mit zufriednem Nachdruck.  
Anderthalb Tag' arbeitet er so, kaum gönnet er Zeit sich,  
Speise zu nehmen und Trank, bis die letzte Seite gefüllt ist,  
Endlich am Schluß denn folget das Punktum, groß wie ein Kindskopf.  
Tief aufschnaufend erhebet er sich, sein Buch zuschmetternd.

Jetzt, nachdem er das Herz sich gestärkt mit reichlicher Mahlzeit,  
Nimmt er den Hut und den Stock und reiset. Auf einsamen Pfaden  
Stets gen Mitternacht läuft er, denn dies ist der Weg zu den Toten.  
Schon mit dem siebenten Morgen erreicht er die finstere Pforte.  
Purpurn streifte soeben die Morgenröte den Himmel,  
Welche den lebenden Menschen das Licht des Tages verkündet,  
Als er hinabwärts stieg, furchtlos, die felsigen Hallen.  
Aber er hatte der Stunden noch zweimal zwölfte zu wandeln  
Durch der Erde gewundenes Ohr, wo ihn Lolegrin heimlich  
Führete, bis er die Schatten ersah, die, lustig und schwebend,  
Dämmernde Räume bewohnen, die Bösen sowohl wie die Guten.  
Vorn bei dem Eingang sammelte sich unliebsames Kebricht  
Niederer Volks: trugsinnende Krämer und Kuppler und Metzgen,  
Laufige Dichter dabei und unzählbares Gesindel.  
Diese, zu schwatzen gewohnt, zu Possen geneigt und zu Händeln,  
Mühten vergebens sich ab, zu erheben die lispelnde Stimme, —  
Denn hellklingendes Wort ist nicht den Toten verliehen —  
Und so winkten sie nur mit heftig bewegter Gebärde,  
Stießen und zerrten einander als wie im Gewühle des Jahrmarkts.



Weiter dagegen hinein sah man ruhmwürdige Geister,  
Könige, Helden und Sänger, geschmückt mit ewigem Lorbeer;  
Ruhig ergingen sie sich und saßen, die einen zusammen,  
Andre für sich, und es trennte die weit zerstreueten Gruppen  
Hügel und Fels und Gebüsch und die finstere Wand der Zypressen.

Raum nun war der sichere Mann in der Pforte erschienen,  
Aufrecht die hohe Gestalt, mit dem Weltbuch unter dem Arme,  
Sieh, da betraf die Schatten am Eingang tödliches Schrecken.  
Auseinander stoben sie all, wie Kinder vom Spielplatz,  
Wenn es im Dorfe nun heißt: der Hummel ist los! und da kommt er!  
Doch der sichere Mann, vorschreitend, winkete gnädig  
Ringsumher, da kamen sie näher und standen und gafften.

Suckelborst lehnet nunmehr sein mächtiges Manuskriptum  
Gegen den niedrigen Hügel, den rundlichen, welchem gegenüber  
Er selbst Platz zu nehmen gedenkt auf moosigem Felsstück.  
Doch erst leget er Hut und Stock zur Seite bedächtig,  
Streichet mit der breiten Hand sich den beißenden Schweiß von der Stirne,  
Käuspert sich, daß die Hallen ein prasselndes Echo versenden,  
Sitzet nieder sodann und beginnt den erhabenen Vortrag.  
Erst, wie der Erdball, ganz mit wirkenden Kräften geschwängert,  
Einst dem dunkelen Nichts entschwebte zusamt den Gestirnen,  
Wie mit Gras und Kraut sich zuerst der Boden begrünte,  
Wie aus der Erde Milch, so sie hegt im inneren Herzen,  
Wurde des Fleisches Gebild, das zarte, darinnen der Geist wohnt,  
Tier- und Menschengeschlecht, denn erdgeboren sind beide.  
Solches, nach bestem Verstand und so weit ihn der Dämon erleuchtet,  
Lehrte der Alte getrost, und still aufhorchten die Schatten.  
Aber es hatte der Teufel, das schwarze, gehörnete Scheusal,  
Sich aus fremdem Gebiet des unterirdischen Reiches  
Unberufen hier eingedrängt, neugierig und boshaft,  
Wie er wohl manchmal pflegt, wenn er Kundschaft suchet und Kurzweil.  
Und er stellte sich hinter den Sprechenden, ihn zu verhöhnen,  
Schnitt Gesichter und rechte die Zung' und machte Purzel-  
Bäum', als ein Aff', und reizte die Seelen beständig zu lachen.  
Wohl bemerkt es der sichere Mann, doch tat er nicht also,  
Sondern er redete fort, in würdiger Ruhe beharrend.  
Indes trieb es der andere nur um desto verwegener,

Schob am Ende den Schwanz, den gewichtigen, langen, dem Alten  
Sacht in die Hintertasche des Rocks, als wenn es ihn fröre.  
Plötzlich da greifet der sichere Mann nach hinten, gewaltig  
Mit der Rechten erfaßt er den Schweif und reißet ihn schnellend  
Bei der Wurzel heraus, daß es kracht — ein gräßlicher Anblick.  
Laut auf brüllet der Böse, die Tazen gedeckt auf die Wunde,  
Dreht im rasenden Schmerz wie ein Kreisel sich, schreiend und winselnd,  
Und schwarz quoll ihm das Blut wie rauchendes Pech aus der Wunde;  
Dann, wie ein Pfeil, zur Seite gewandt, mit Schanden entrinnt er  
Durch die geschwind eröffnete Gasse der stauenden Seelen,  
Denn nach der eigenen Hölle verlangt ihn, wo er zu Haus war;  
Und man hörte noch weit aus der Ferne des Flüchtigen Wehlaut.  
Aber es standen die Scharen umher von Grausen gefesselt,  
Ehrfurchtsvoll zum sicheren Mann die Augen erhoben.  
Dieser hielt noch und wog den wuchtigen Schweif in den Händen,  
Den bisweilen ein zuckender Schmerz noch leise bewegte.  
Sinnend schaut er ihn an und sprach die prophetischen Worte:

„Wie oft tut der sichere Mann dem Teufel ein Leides?  
Erstlich heute, wie eben geschehn, ihr saht es mit Augen;  
Dann ein zweites, ein drittes Mal in der Zeiten Vollendung:  
Dreimal raust der sichere Mann dem Teufel den Schweif aus.  
Neu zwar sprosset hervor ihm derselbige, aber nicht ganz mehr;  
Kürzer gerät er, je um ein Drittel, bis daß er welket.  
Gleichermäßen vergeht dem Bösen der Mut und die Stärke,  
Kindisch wird er und alt, ein Bettler, von allen verachtet.  
Dann wird ein Festtag sein in der Unterwelt und auf der Erde;  
Aber der sichere Mann wird ein lieber Genosse den Göttern.“

Sprach es, und jezo legt' er den Schweif in das Buch als ein Zeichen,  
Sorgsam, daß oben noch just der haarige Büschel herausfah,  
Denn er gedachte für jetzt nicht weiter zu lehren, und basta  
Schmettert er zu den Deckel des ungeheuren Werkes,  
Faßt es unter den Arm, nimmt Hut und Stock und empfiehlt sich.

Unermeßliches Beifallklatschen des sämtlichen Pöbels  
Folgte dem Trefflichen nach, bis er ganz in der Pforte verschwunden,  
Und es rauschte noch lang und tosete freudiger Aufruhr.

Aber Lolegrin hatte, der Gott, das ganze Spektakel  
Heimlich mit angesehen und gehört, in Gestalt der Zikade

Auf dem hangenden Zweig der schwarzen Weide sich wiegend,  
Jetzt verließ er den Ort und schwang sich empor zu den Göttern,  
Ihnen treulich zu melden die Taten des sicheren Mannes  
Und das himmlische Mahl mit süßem Gelächter zu würzen.

\* \* \*

## Die Sage

— — — — Wann's war?

Du möchtest es wissen? Ein unnützes Fragen!  
Denn keine Zeittafel nennet das Jahr,  
Wann die Geschichten sich zugetragen. —

's war in des Schwarzwaldes düsterem Tann,  
An dessen Flüssen, in dessen Seen,  
Innerhalb grauer Burgen Bann,  
Oder im Hochwald im Windeäwehen.  
Am Kreuzwege war's, in unterird'schen Gängen,  
Am einsamen Baum, in des Waldkauzes Rufen.  
Am Grenzstein, in Schluchten, auf Bergen und Hängen,  
In Mühlen und Schlössern, auf einsamen Hüfen.  
Die Ahnen schon wußten einst von diesen Plätzen  
Geheimnisvoll Seltsames oft zu berichten  
Von Räubern und Riesen, verborgenen Schätzen,  
Von Seen und Nixen und andre Geschichten. —

Wann's war? — — Schon wieder das Fragen?  
Man sagt für gewöhnlich, schon lange sei's her!  
Doch wanderst im Schwarzwald, so verstehst du die Sagen,  
Du fühlst dann, als ob es auch heut noch so wär!

Adolf Schleich.

# Ausflug

Erklungen ist wieder, o Sage, dein Lied, in Urvätertagen  
Geboren und spät, oft mißdeutet von irrender Feder, den Büchern  
Vertrauet: Wir halten dich, fassen in Ehrfurcht den Saum deines Kleides.

Auf steigen von neuem die schwanken Gestalten vergangener Zeiten,  
Ihr Lieben und Hassen, ihr Kämpfen und Leiden, auch unselig Wallen  
In peinvollem, ruhlosem Sein. Es lispeln und flüstern und drehn sich  
Im Reigen die Geister des einsamen Sees; und anmutig schreitet  
In lichten Gewanden der würdigen Frauen gar manche, aus edlem  
Geschlechte entsprossen. Auf mutigen Hengsten, in schimmernder Brünne  
Geborgen, sieh dorten die Grafen von Calawa ziehen! Es folgen  
Mit Rossen und Mannen vom Eberstein drüben die Herren. Laut hallet  
Im waldigen Grunde des Hifthorns Getöne, es rasen die Räden  
Im tosenden Jubel der Jagd. Und Tage erscheinen und Monde,  
Da toben auf friedlichen Fluren des Feindes verwegene Rotten  
Und morden und brennen im Lande. Verzehrenden Hauches die grimme  
Erscheinet, die alles ertötende Pest: in des Siechhofes Enge  
Bald reihet sich Hügel an Hügel. Aus nebligen Fernen erstehen  
So Riesen wie Götter; es steigen empor aus der Seele verdunkelten  
Gründen des Irrwahns Gestalten: Gespenster und Hexen und Teufel. —  
Auch einsam am Weg und verlassen ein Kreuzstein dort raget im Walde;  
Und plätschernd entquillet der Heilborn des Talgrundes felsichter Spalte.

Du fragest: Wer hat sie erdacht, erdichtet so Sänge als Sagen?  
Entsprossen aus dämmernden Tiefen, der Seele verhülletem Urgrund,  
Dem Reiche der Mütter entstiegen, am nährenden Busen der Vorzeit  
Gesäuget: empfangen sie Leben und Kräfte und Zeit überwindende  
Dauer. Weltwissen zu schaffen und Lösung den Rätseln  
zu suchen  
Des Daseins in urzeitlich-kindlichem Geiste — so diente  
die Sage.

Drum nahe in Ehrfurcht erschauernd, Mensch unsrer erleuchteten Tage!

Friedrich Sch.

\* \* \*

# Inhalt

(Gedichte sind mit \* bezeichnet.)

	Seite
Vorwort des Herausgebers . . . . .	3
*Erinnerung (Adolf Schaich) . . . . .	4
Heimat (Joseph Englert) . . . . .	6
*Der Sage Geist (Eduard Brauer) . . . . .	7
<b>Vom Muetesheer und wilden Jäger</b> . . . . .	8
*Wuotan (Theodor Colshorn) . . . . .	8
Das Muetesheer und der Herr von Seckendorf . . . . .	11
*Junker Rechberger (Ludwig Uhland) . . . . .	14
Das Muetesheer im Schwarzwalde . . . . .	17
Durchzug des Muetesheers . . . . .	18
Das Muetesheer tanzt . . . . .	18
*Der wilde Jäger und der Graf von Württemberg (Michel Beheim) . . . . .	19
Der ewige Jäger . . . . .	20
Das Weltschjägerle . . . . .	22
*Der wilde Jäger (Adolf Schaich) . . . . .	23
Was man heute noch vom Muetesheer und vom wilden Jäger erzählt . . . . .	24
<b>Von Riesen und Riesensteinen</b> . . . . .	27
Erkinger und Merkinger . . . . .	27
Der Riesenstein auf dem Meistern . . . . .	31
Altwater und Heimenhart . . . . .	31
Der Bernstein . . . . .	32
<b>Von Erdleutlein und Wasserfrauen und allerlei winzigem Volk</b> . . . . .	33
Die Erdmännle bei Hirsau . . . . .	33
Die Erdleute bei Oberlengenhardt . . . . .	34
*Heidelbeer-Männchen . . . . .	34
Die Nonnenmännlein zu Kapfenhardt . . . . .	34
*Die Buschmännchen (H. Benzmann) . . . . .	35
Die Erdweiblein im Lautenfelsen . . . . .	35
Die Erdweible im „Großen Loch“ bei Loffenau . . . . .	36
Sagen vom Wilden See bei Wildbad . . . . .	37
Der Hausgeist in Röttenbach . . . . .	40
*Hausgeisterchen (Julius Lohmeyer) . . . . .	40
*Der Bugemann . . . . .	41

	Seite
<b>Weiße Frauen und Fräulein</b> . . . . .	42
Die Enzjungfrau . . . . .	42
Die „Schlößles-Jungfrau“ . . . . .	44
Das weiße Fräulein am Nagoldquell . . . . .	46
Die weiße Frau in der Barbarakirche . . . . .	46
Was man heute noch von weißen Frauen erzählt . . . . .	47
<b>Umgehende Mönche und Nonnen</b> . . . . .	49
Der Mönch zu Herrenalb . . . . .	49
Die gespenstischen Kapuziner der Barbarakirche . . . . .	49
Ein Geisterbanner . . . . .	51
Gespensische Nonnen . . . . .	52
Die Kapuziner in Pforzheim . . . . .	53
<b>Von unseligen Geistern und gebannten Schätzen</b> . . . . .	54
Rockertweible und Rockenweibchen . . . . .	54
*Brautheind und Totenheind (Karl Simrock) . . . . .	58
Knorr . . . . .	60
Umgehende Feldmesser . . . . .	61
Der feurige Mann bei Ellmendingen . . . . .	62
Der dicke Amtmann . . . . .	62
*Der dicke Amtmann (P. Langhammer) . . . . .	63
Der Müller von Göttelfingen . . . . .	64
Der ewige Jude . . . . .	65
*Der ewige Jude (Wilhelm Müller) . . . . .	65
Der Mann im Monde . . . . .	66
Sunker Marten . . . . .	66
Sunker Martens Schatz . . . . .	68
Der Schatz bei Dietlingen . . . . .	69
Pforzheimer Schätze (1—4) . . . . .	69
Das gelbe Laub . . . . .	70
Frauenalb erhält einen Schatz . . . . .	71
Geister-Erlösungen (1. 2.) . . . . .	71
<b>Teufel, Hexen und Gespenster</b> . . . . .	73
Was man sich ehemals vom Teufel erzählte . . . . .	73
*Die Teufelskanzel (August Stöber) . . . . .	74
Sagen von der Teufelsmühle bei Loffenau (1—6) . . . . .	76
Die Teufelsmühle bei Urnagold . . . . .	81
Der Teufelsberg . . . . .	81
Der Teufel und der Mühlknecht . . . . .	82
Allerlei Hexenglaube . . . . .	83
Über Milchhexen . . . . .	84
Hexen und Hexenmeister . . . . .	85
Spielleute beim Hexentanz . . . . .	86

	Seite
Eine entlarvte Here . . . . .	86
Hegenbanner . . . . .	86
Aus einem päpstlichen Sendschreiben wider die Zauberei . . . . .	87
*Hegenschicksal (Friedrich Fick) . . . . .	88
Ein Gespenst führt irre . . . . .	89
Das Gespenst am Liebenzeller Berg . . . . .	89
Das Licht auf dem Stocke . . . . .	90
Der Heerwisch . . . . .	90
Der Neuenbürger Geisterspuk . . . . .	91
„D' Haubitze“ auf der Neuenbürger Schloßsteige . . . . .	92
Der Geist am Kohlstich bei Sprollenhaus . . . . .	93
Der Kostenbader von Liebenzell . . . . .	94
Allerlei Gespenster . . . . .	94
Gespensstische Tiere . . . . .	96
<b>Von Kaisern, Grafen und Rittern</b> . . . . .	97
<b>Die Calwer Grafen</b> . . . . .	97
Kaiser Konrad II. und das Müllerskind . . . . .	97
Graf Alz im Bart und die Glocke zu Sindelfingen . . . . .	100
Graf Hubert von Calw . . . . .	101
*Graf Albertus von Calw (Justinus Kerner) . . . . .	102
Graf Anselm von Calw und die Stiftung der Wurmlinger Kapelle . . . . .	106
*Totenklage (Minnesänger von Buchheim) . . . . .	107
<b>Die Grafen von Eberstein</b> . . . . .	108
Ursprung des Calwer und des Ebersteiner Grafengeschlechts . . . . .	108
Wendelgardis und der Bettler . . . . .	109
Kaiser Otto und die Grafen von Eberstein . . . . .	110
Das ebersteinische Wappen . . . . .	111
Agnes von Eberstein und der Abt von Herrenalb . . . . .	112
Der Grafensprung bei Neu-Eberstein (1—4) . . . . .	114
Wolf und Hildegund . . . . .	116
*Neu-Eberstein . . . . .	116
*  *	
*Die Spieleiche im Hagenschieß bei Pforzheim (E. Brauer) . . . . .	117
<b>Von Klöstern, Kirchen und frommen Stiftern</b> . . . . .	119
*Hirsau vor Zeiten (Friedrich Fick) . . . . .	119
<b>Hirsauer Klostersagen</b> . . . . .	120
Die erste Stiftung des Klosters Hirsau durch die Gräfin Helizena . . . . .	120
*Helizena (Justinus Kerner) . . . . .	121
Die Stiftung der Aureliuszelle (Sancti Aurelii cella) . . . . .	124
*Bischof Bernhers Kriegszug gegen Hirsau. 1077 (Eisenbach) . . . . .	125
*Die Ulme zu Hirsau (Ludwig Uhland) . . . . .	128

	Seite
<b>Die Zisterzienser-Klöster an der Alb</b> . . . . .	129
Die Gründung des Klosters Frauenalb. 1138 . . . . .	129
*Die Stiftung von Frauenalb (Eduard Brauer) . . . . .	131
Der Streit zwischen Ettlingen und Frauenalb . . . . .	133
Berthold von Eberstein gründet das Kloster Herrenalb . . . . .	134
*Die Stiftung des Klosters Herrenalb (Mlois Schreiber) . . . . .	135
*Der Herrenalber Klosterschatz (Rudolf Müller) . . . . .	137
Die Sage vom Geldloch . . . . .	139
<b>Kirchen und Kapellen</b> . . . . .	140
Die Entstehung der Wallfahrt zu Moosbronn (1. 2.) . . . . .	140
Die heilige Barbara zu Langensteinbach . . . . .	140
*Die Legende von der heiligen Barbara (Eduard Brauer) . . . . .	142
Die Barbarakirche . . . . .	143
Die Marzeller Kirche . . . . .	143
Das Niebelsbacher Glöcklein . . . . .	144
*Die Toten der St. Georgskirche zu Neuenbürg . . . . .	144
Lioba . . . . .	145
Euphemia . . . . .	146
*Das alte Heilandsbild zu Pforzheim (Eduard Brauer) . . . . .	148
<b>Bestzeiten und Kriegsnöte</b> . . . . .	150
*Der schwarze Tod (Hermann Lingg) . . . . .	150
Bußtage und Totentänze . . . . .	151
*Die Pest in Pforzheim (Eduard Brauer) . . . . .	152
Der Koch zu Eberstein . . . . .	155
*Der Koch zu Eberstein (Gerhard Helfrich) . . . . .	156
Helf dir Gott! . . . . .	159
Allerlei Nachrichten über die Pest und andere Seuchen . . . . .	160
* * *	
*Krieg im Land (Friedrich Fick) . . . . .	161
*Kindestreue d. braven Pforzheimer Amtskellers Kaspar Maler 1634 . . . . .	162
Der Vaterunser-Acker bei Pforzheim . . . . .	164
Die Langenbrander Kirchenglocke . . . . .	164
*Der Franzosenbuckel bei Höfen (Friedrich Fick) . . . . .	164
Der Angelstein bei Waldrennach . . . . .	167
*„Fridenlied“ . . . . .	167
<b>Bildstöcke und Steinkreuze</b> . . . . .	168
Der Kreuzstein auf dem Eiberg . . . . .	168
Der Kreuzstein auf der alten Steige bei Höfen . . . . .	168
Der Bildstock bei Weißenlein . . . . .	169
Das Steinkreuz an der Weinsteige . . . . .	170
Allerlei von Kreuzsteinen . . . . .	171
*Der Kreuzstein (Hermann Löns) . . . . .	172



	Seite
<b>Allerlei Schwarzwaldvolf</b> . . . . .	173
Die Lehmmänner . . . . .	173
*Lehmmännerstreich (Rudolf Müller) . . . . .	173
Der Pfarrer zu Altburg . . . . .	175
*Des Forstmeisters Gefäll und der Probschlag . . . . .	176
Der Jäger von Salmbach . . . . .	177
Die Kappeltäler (1. 2.) . . . . .	178
*Der Wilderer (Gustav Häcker) . . . . .	179
Der „Wilderer“ im Gaistal . . . . .	179
Margaretha, eine alte Flößerjage . . . . .	180
Der Holländer Michel (Wilhelm Hauff) . . . . .	181
Räuber am Diebstich . . . . .	184
 <b>Von Bädern und Heilquellen</b> . . . . .	 185
*Auf das Wildbad (Justinus Kerner) . . . . .	185
Wie die warmen Quellen zu Baden-Baden und Wildbad ent- standen sind . . . . .	185
Wie das Wildbad entdeckt ward . . . . .	186
Der gute Brunnen bei Kapfenhardt . . . . .	188
*„Capffener Wasser“ (J. F. Jung) . . . . .	189
*Graf Eberhard und die Enzfey (Justinus Kerner) . . . . .	189
Allerlei Gesundbrunnen . . . . .	190
*Waldquelle (Gustav Häcker) . . . . .	192
 <b>Anhang</b>	
*Das Märchen vom Sichern Mann (Eduard Mörike) . . . . .	193
* * *	
*Die Sage (Adolf Schaich) . . . . .	201
*Ausklang (Friedrich Fick) . . . . .	202

## Verzeichniß der Bilder

Waldjeele . . . . .	5
's Muetes Heer . . . . .	9
Erkinger . . . . .	29
Die Enzjungfrau . . . . .	43
Der Schwur im Rockertwald . . . . .	55
Graf Olberts Tod . . . . .	103
Der Tod beim Hochzeitsfeste . . . . .	105
Helizenas Traum . . . . .	123
Der Zug des Todes . . . . .	157
Die Entdeckung des Wildbads . . . . .	187

